



WESTFALENHÜTTE





WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der

Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund

11. Jahrgang - Nr. 7 - Juli 1959

Unsere Bilder:

Titelseite: Im Sauerland

Nebstehend: Die Freusburg

Aus dem Inhalt:

Ferien vom Ich
Hinaus in die Ferne
Freizeit und Erholung
Urlaub nur noch im Zelt
Die Hast des Alltags
Vertrauensleuterversammlung
Forschungsaufgaben in der Massenerzeugung von Qualitätsstählen
Richtiges Denken
Das vergessene Opfer
Der Wachsbrief aus Zinten
Moped und Straßenverkehr
Wenn ich einmal Direktor wär ...
Sozialarbeit bei Eisen und Stahl
Ich hab sie ... (Verb.-Vorschlag)
Verdienstvolle Mitarbeiter
Paul Kettler
Jubilare im Einkauf
Flamme empor!
Eltern in der Lehrwerkstatt
Unsere offene Tür
Das liebe Geld oder der verruchte Mammon
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Unser Briefkasten
Das interessiert die Frau
Unsere Mode
Neue Bücher der Büchergilde
Achtung, hier wird gearbeitet!
Das liebe Federvieh
Untermieter im Kalten Mischer
Aus unserer Heimat: Das bucklige Land
Ein Wiedersehen mit Helgoland
Von Ufer zu Ufer: Oberbayerische Impressionen
Das ist meine Meinung
Kurz gelacht
Hüttenkicker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen
Allgemeiner Teil: Walter Behrendt

Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir, vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen. Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

FERIEN

Es ist ein eigentümliches Ding um den Menschen. Und speziell um den „homo sapiens“ von heute. Kein anderes Lebewesen auf dieser Welt ist von Natur aus so verschiedenartig gestaltet wie er. Keiner der Zweibeiner gleicht äußerlich genau dem anderen. Selbst die Haut der Fingerspitzen ist — wie die Wissenschaft der Kriminologie festgestellt hat — unter den rund 2,5 Milliarden Erdenkindern nicht zweimal dieselbe. Ganz zu schweigen von den unzählbaren Stufen und Nuancen der menschlichen Seele, des Geistes, der Sinne und Empfindungen. Dieser Mensch, dieses von Natur aus „einzigartige“ Geschöpf, lernte schon in den frühesten Anfängen seines Bestehens viele seiner persönlichen Wünsche und Triebe zu unterdrücken und sich der Gemeinschaft zu fügen, in der er auf die Dauer nur existieren kann. Soweit, so gut. Es sähe schrecklich aus auf der runden Kugel im Weltall, die da Erde heißt, wenn jeder das täte, was ihm gerade paßt.

VOM

Aber — man kann auch zuviel und zu oft „Gemeinsames“ tun. Heute, wo Technik und Mode, wo die ganze soziale Lage weltweit mehr und mehr alles auf einen Nenner bringt, sollte man auf das „Ich“, auf die „Persönlichkeit“ stärker achtgeben. Doch gerade heute vergißt der Mensch, daß er ein „Individuum“ ist. Nichts gegen die Spielregeln und Gesetze zum Schutz und Erhalt der Gemeinschaft und des Bestandes einer Nation, kein Wort wider Sitten und Gebräuche eines Volksstammes, kein Einwand gegen Betriebsordnungen, Arbeitsanweisungen, Vereinssatzungen oder Parteibestimmungen. Aber es stimmt bedenklich, wenn der Hang zur Herde, zur Masse so weit geht, daß man einfach alles tut, was die anderen auch machen. Schlimm genug, wenn in Tokio, Madrid, New York, Hamburg, ja, und auch in Kleinfattersbach die Männer den gleichen Anzug tragen. Böse, wenn in London, Paris, Chicago, Rom und Frankfurt Jugendliche wie tanzende Derwische durch die Straßen toben und alles kurz und klein schlagen, bloß weil ein irrer Sänger röhrt und dazu mit den Hüften wackelt. Denn immer waren es nur einzelne, die — gleich, auf welchem Gebiet — Großes leisteten und die Menschheit weiter, höher brachten. Es waren — und sind es noch — Persönlichkeiten. Wenn man schon durch die allgemeine Entwicklung zum „Standardwesen“ erzogen und gezwungen wird, wenn man schon wie viele Millionen andere den „blauen Anton“ trägt, sich Buchhalter nennt, die gleichen Handgriffe tut, dasselbe Fernsehprogramm sieht, in den gleichen Möbeln wohnt und „Pikalko“ trinkt, weil überall auf der Welt „Pikalko“ als das beste Getränk angepriesen wird, ja dann sollte man wenigstens ab und zu daheim — und erst recht im Urlaub — Herr Krause oder Fräulein Zimmermann sein.

ICH

Im Urlaub, in diesen wenigen Tagen eines Jahres, die einem wirklich selbst gehören, sollte man sich von allem Alltäglichen freimachen und nur sich selbst und seinen Neigungen leben. Einmal „Ferien vom Ich“ machen, von dem Wesen, das man zu oft versteckt und für das man keine Zeit mehr hat heute. Da sollte man träumen oder angeln oder lesen. Wenn's Spaß macht, sich vierzehn Tage nicht rasieren und in der ältesten Hose herumlaufen. Mit der elektrischen Eisenbahn seines Sohnes spielen oder so lange schlafen, wie es einem beliebt. Im Urlaub, da sollte man nur das tun, was einem Freude macht. Sich wirklich erholen, entspannen, ausruhen, neue Kräfte sammeln. Nur nicht das tun, was gerade „Mode“ ist, was „man“ allgemein unternimmt. Mit Millionen sich fremdenverkehrsorganisiert an rummelartigen südlichen Plätzen quetschen. Auf atm- und ruhelose, omnibusgedrängte, hetzende, sogenannte „Klassische Bildungsfahrten“ gehen. Jeden Tag fünfhundert und mehr Kilometer 'runtersausen und so. Nein, das ist es alles nicht. Ein weniger ist mehr. Ein bißchen mehr sich selbst entdecken, auf die geheimsten, ursprünglichsten Wünsche seines eigentlichen Ichs lauschen — das ist die beste Urlaubsvorbereitung. Und dann in den Ferien danach handeln — das ist die schönste Erholung. Man braucht es bloß einmal zu probieren.

Hinaus in die Ferne

Mit 100, 120 Sachen — so jagen sie dahin, die „Wanderer“ unserer Zeit. Tiefgeduckt rasen sie mit ihren Maschinen über das Band der Autobahn. Fegen sie knatternd durch die Gassen der Dörfer. Zischen sie an Wäldern, Feldern, Bergen und Seen vorbei. Fressen sie Kilometer um Kilometer mit aufheulemdem Motor: schneller, noch schneller. Und haben keinen Blick, keine Zeit für die Schönheit der Natur. An ihrem Ziel hocken sie schließlich dichtgedrängt in irgendeinem Lokal zwischen lärmenden Menschen. Und jagen wieder zurück. Erholung vom Alltag — Sonntagsvergnügen!

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt . . .!“ Ist sie das, diese ruhelose, nervenverbrauchende Hetze? Wir haben verlernt, jene Gunst zu erkennen, zu erfassen, von der das alte Volkslied spricht. Tempo ist das Zeichen, ist die Erfüllung unserer Zeit. Erholung, Ausflüge, Reisen — das wird heute gleichgesetzt mit Entfernung, Geschwindigkeit, PS, Nervenkitzel.

„Wer reisen will, der schweig' fein still, geh' steten Schritt, nehm' nicht viel mit, tret' an am frühen Morgen, und lasse heim

die Sorgen!“ Die Kutschen rollen nicht mehr gemächlich über Berg und Tal, und auch der Schwager Postillion bläst nie mehr romantisch auf dem Horn — doch trotz Industrieanlagen, Flugzeugen und Autobahnen hat sich der Zauber der Natur noch erhalten. Es liegt nur an uns, ihn zu spüren, ihn zu finden. Wenn wir wollen! Wenn wir nur wollen, dann fahren wir einmal nicht ganz so weit. Dann fahren wir einmal gemütlich nur so lange, bis wir — beispielsweise im Sauerland — einen stillen Winkel im Feld, Wald oder am Fluß finden. Dann stellen wir das Moped, den Roller, das Motorrad irgendwo ab, dann parken wir den Wagen am Straßenrand oder laufen das Stück von der Straßenbahn-Endhaltestelle. Dann wandern wir wieder einmal durch grüne Wiesen und wogende Felder und schauen in den Himmel, in die ziehenden Wolken. Ruhen uns im Dämmern des Waldes aus und spüren die Allmacht der Natur. Freuen uns an den Blumen, am Gesang der Vögel. Rasten am murmelnden Bach, lauschen dem Plätschern der Wellen, dem Raunen des Windes, dem sonntäglichen Klang ferner Glocken. Öffnen weit die Brust und das Herz und atmen tief die Stille, den Frieden, die Ruhe.

Es muß nicht immer das Ausland sein...

das uns als Ziel vorschwebt, wenn wir mit heißen Köpfen Urlaubspläne schmieden und mit verkniffenen Mienen das nötige Reisegeld zusammenklauben. Früher, da „war“ man zur „Kur“ in Karlsbad oder „man weilte“ in Baden-Baden — wenigstens die „feinen“ Leute. Denn bei den sonstigen Mitteleuropäern reichte es sowieso nur bestenfalls zu einem Ausflug in die nächste Sommerfrische. Dorthin, wo an den Schänken stand: „Hier können Familien Kaffee kochen!“

Die Zeiten änderten sich. Gott sei Dank. Das Auto wurde geboren, das Motorrad, der Roller, das Moped. Die Welt tat sich auf — auch für normale Lohn- und Gehaltsempfänger, Gott sei Dank. Und wer heute was auf sich hält, der „macht“ nach Mallorca, an die Adria oder Riviera. Und trifft dort bestimmt auf den Bekannten X oder den Kollegen Y. Das Ausland ist große Mode geworden!

Damit soll nichts gegen Italien oder Spanien gesagt sein. Auch nichts gegen weite Reisen,

im Gegenteil, nein. Nur stimmt es doch eigentlich nachdenklich, daß sehr viele Ausländer in ihren Ferien ausgerechnet nach Deutschland kommen. Daß diese Leute in Landschaften fahren, die wir vielleicht nur dem Namen nach kennen: in das herb-melancholische Vulkangebiet der waldreichen Eifel mit ihren vielen Seen, in die weinseligen, verträumten Winkel an der Mosel, in die mittelalterlichen Städtchen des Frankenlandes, in unser schönes — und so nahes — Sauerland.

Hand aufs Herz — was wissen wir denn schon von Deutschland, was haben wir schon von unserer Heimat kennengelernt? Etwa die friedliche Einsamkeit der kleinen Halligen hoch oben in der Nordsee, das Strandleben auf einer der schönen nordfriesischen Inseln? Oder den tiefen, dunklen, urwaldhaften Bayerischen Wald, die tan-nenduftenden Höhen des Schwarzwaldes, den romantischen Vater Rhein? Sind wir schon einmal durch den Sand der Heide

gelaufen oder an den Ufern des Bodensees spazierengegangen?

Unsere Heimat ist so schön. Wir haben die Alpen und das Meer. Wir haben Wälder, Strand, Flüsse und Seen. Überall ist Deutschland anders, hat jede Landschaft einen besonderen, eigenen Reiz. Die Ausländer alle, die Amerikaner, Engländer, Franzosen, Niederländer und Skandinavier, wissen von dem Zauber der landschaftlichen Schönheit Deutschlands — aber wir?

Es braucht wahrhaftig nicht immer das Ausland zu sein, wenn wir verreisen wollen. Wir finden viel eher Ruhe und Erholung an einem hübschen deutschen Ort als an den überlaufenen Plätzen der organisierten Fremdenverkehrs- und Ferienindustrie. Und Entspannung soll ja der Sinn des Urlaubs sein. Ganz abgesehen vom Geldbeutel, der dann auch nicht allzusehr strapaziert wird.

Es lohnt sich wirklich, einmal darüber nachzudenken.

Freizeit und Erholung

Noch immer ist die Natur die beste Heilerin, die größte Kraftspenderin. Noch immer sind Licht, Luft und Bewegung die billigsten und wirksamsten Heilmittel. Die grüne Natur bleibt unsere erste Apotheke, der reine Sauerstoff die wertvollste Nahrung, der Sonnenstrahl das beste Tuberkulin. Gerade auch bei Kulturmenschen! Atmung, Sonne, Heimatwandern, das sind die Quellen der Einfachheit und Zufriedenheit, des Jungbleibens und der Arbeitskraft. Das ist der nächstliegende, erfolgssicherste und zugleich billigste Weg vorbeugender Gesundheitspflege.

Wilhelm Müncker



Es geht zum Taunus: Fahrtpause im Ferntal

Jeder von uns hat viele Male in seinem Leben einen Kalender in die Hand genommen. Was fand er da? Sonn- und Feiertage einerseits, Werktage andererseits. Der Kalender ist kein junger Begleiter unseres menschlichen Lebens. Wir finden die Einteilung des Lebens der Menschen in Arbeits- und Ruhetage bis in die grauen Zeiten frühester geschichtlicher Zeugnisse.

Die Notwendigkeit, auf eine Folge von Arbeitstagen einen Ruhetag

folgen zu lassen, ist keine neue Erkenntnis, auf die wir stolz zu sein einen Grund hätten. Ganz im Gegenteil: Was den Menschengeschlechtern durch die Jahrhunderte hindurch eine Selbstverständlichkeit gewesen ist, ging unserer so „klugen“

Zeit gänzlich verloren, nämlich das Bewußtsein, daß unser Körper in einem streng geregelten Rhythmus zwischen Arbeit und Ausruhen, zwischen Anspannung und Entspannung allein gesund bleiben kann.

Sosehr Untätigkeit einerseits zu einer Verkümmern unserer körperlichen und geistigen Kräfte führen wird, so eindeutig wird andererseits die ständige übermäßige oder pausenlose Einspannung in den Arbeitsprozeß ein schnelles Aufzehren der Kräfte mit sich bringen, zu einem Verschleiß führen, als dessen Folge sich bald Krankheiten einstellen werden.

Tagtäglich lesen wir in den Zeitungen, hören wir im Rundfunk, sprechen wir auf der Straße — oft recht gedankenlos und resigniert —

von der Managerkrankheit

und anderen Krankheiten unserer Zivilisation, deren Ursprung vielfach in der Störung des gesunden Wechsels zwischen Arbeit und Erholung zu suchen ist. Leider handelt es sich dabei um eine Erscheinung, die nicht mehr allein auf die Großstädte beschränkt ist; sie tritt dort nur stärker hervor.

Unsere Zivilisationskrankheiten haben zu einem wesentlichen Teil ihre Ursache in einer dauernden Überforderung, in einer mehr und mehr fortschreitenden Einengung der persönlichen Entfaltung. Der Mensch unserer Zeit hat vielfach verlernt, schöpferisch tätig zu sein. Wenn ihm Freizeit beschert ist, ist er oft unselbständig und hilflos wie ein kleines Kind.

Er weiß mit dem Geschenk der Stunden, die nur ihm selber gehören, nichts anzufangen. Sein Eigenleben ist leer. Wenn es sich nicht mit einem Inhalt von außen her füllen kann, fühlt der Mensch sich gelangweilt. Er sucht die Zerstreuung. Er flüchtet sich aus seiner Langeweile in die Masse, in die Betäubung, in den Lärm. Die Führung seines Lebens ist ein einziges Versagen gegenüber dem eigenen Ich und gegenüber der Gemeinschaft.

Die aus dieser Wurzel entstehenden Schäden und Krankheiten sind nicht mit Medikamenten zu erfassen und zu beseitigen. Sie liegen im wesentlichen im seelischen Bezirk, in einer falschen Grundeinstellung, in einer Reihe von daher kommenden krankmachenden Lebensfehlern.

Die tägliche Freizeit

die wöchentliche Ruhepause eines Sonn- oder Feiertages, der in unserer Zeit ständig an Bedeutung gewinnende Urlaub erhalten in diesem Zusammenhang ein besonderes Gewicht. Sie dürfen nicht zu einer Zeit „sinnlosen Vergnügens“ werden. Sie sind vielmehr — jeder Tag, jede Stunde — ein kostbares Geschenk, das der Erhaltung der Lebenskräfte, der Kräftigung unserer Gesundheit, der Entwicklung und Stärkung unserer Persönlichkeit dient. Und wenn wir es sonst nicht wüßten — schon unbewußt fühlen wir es, wie sehr wir den Urlaub brauchen, wie sehr wir uns nach dem „Ausspannen“ sehnen.

Jedes Jahr aufs neue übt das Wort Urlaub seinen Zauber auf uns aus; wir machen Pläne, wie wir diese herrliche Zeit ausfüllen wollen. Und unserer unersättlichen Zeit entsprechend glauben wir, daß wir irgend etwas versäumen würden von den Schönheiten dieser Erde, wenn wir nicht recht, recht viel „sehen“ würden.

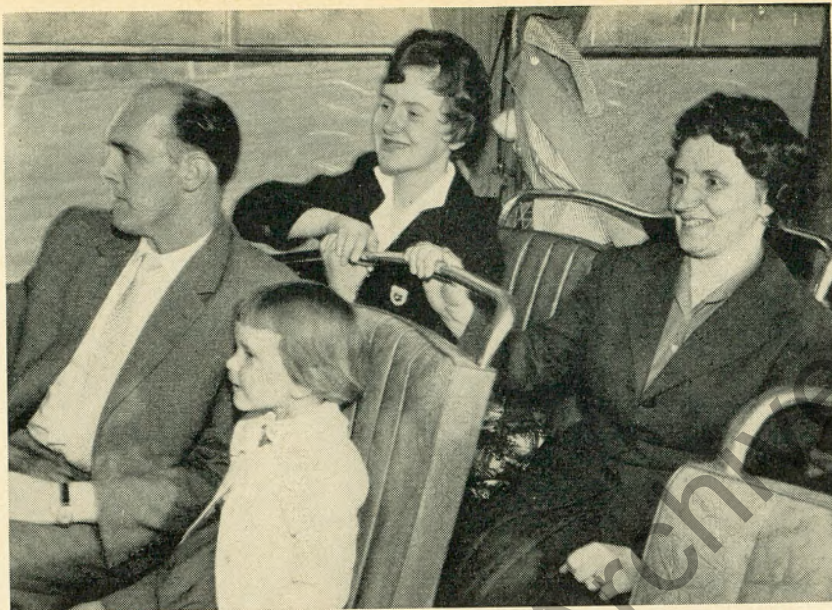
Wie war es doch im letzten Jahr?

Zogen uns nicht schon wochenlang vorher die verlockenden Angebote der verschiedenen Reisegesellschaften an: 14 Tage Paris, 1 Woche Rom, 14 Tage Mittelmeer usw., usf. Vertrauten viele von uns sich nicht einer solchen Reise an und sahen maßlos viel? Alles war vorgeplant. Bild folgte auf Bild. Sie wurden dann von einer Sensation zur anderen geführt. Sie glaubten, sie hätten viel erlebt. Was aber blieb wirklich? Erholung? Kaum! Ein neuer Urlaub wäre notwendig gewesen, um diese Urlauber sich von dem alten erholen zu lassen, um sie für ihre Alltagsarbeit kräftig und widerstandsfähig zu machen.

Auch in diesem Jahr ist das

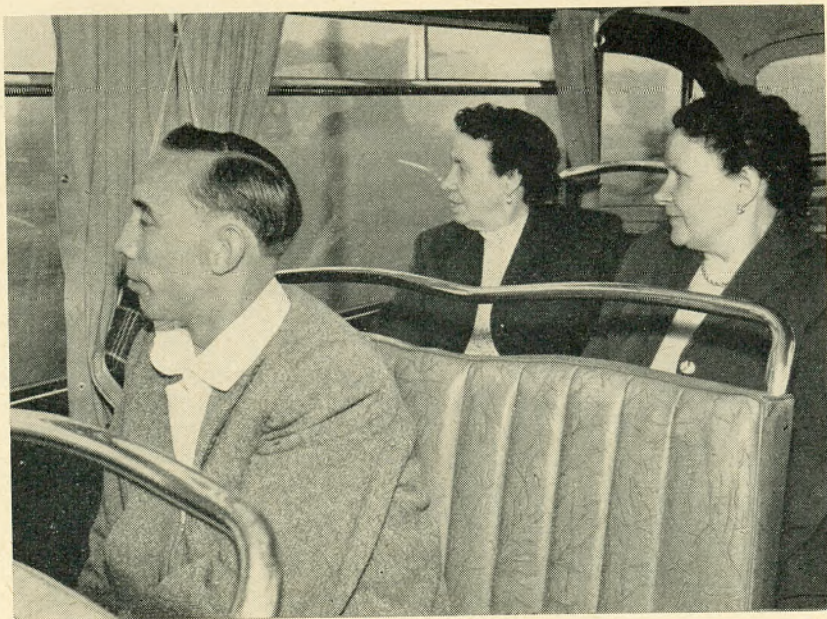
Reisen wieder das „große Geschäft“

Reise, Reise! Flieht der Mensch vor sich selbst? Können wir nur noch Teil einer Masse sein? Haben wir Angst, uns Erholung dort zu suchen, wo sie uns am reinsten



Im Bus: Robert Lau, Martinwerk I/II mit Fr. Margarete und Kindern Ilona und Karin

Im Bus: Albin Schufliowski, Hauptmagazin, Fr. Margarete Harter, V.-A., Fr. Ida Dippel, Hauptverwaltung



geboten wird: in der Begegnung mit der Natur, von der Goethe sagt, daß sie immer recht hat? Im Ausschalten all der lauten, schnell wechselnden, farbigen und vielseitigen Eindrücke, die an unseren Nerven reißen und die wir nicht bewältigen können.

Sprechen wir nicht selbst immer vom „Ausspannen“ und spannen uns statt dessen unentwegt ein in eine Folge dauernden Sinnen- und Nervenkitzels? „Rekreation“ sagt der Amerikaner für das, was wir suchen und was uns not tut, und er meint damit eine „Neuschöpfung“ unseres Körpers. Aber wie soll sie wohl erfolgen?

Zu unserem Urlaub gehört schon die Vorbereitung als etwas sehr Wichtiges. Die Vorbereitung umfaßt nicht nur die Bereitstellung all der materiellen Dinge, mit

kurzum: was einem guttut. Wichtig ist es, nur an einem Platz zu sein und von dort aus Landschaft und Leute zu erleben. Die Unruhe der dauernden Ortsveränderung, das Einstellen auf immer neue Menschen und Landschaften bringt keine Erholung. Von Bedeutung ist es auch,

Herr seiner Zeit zu sein

und diese Zeit sinnvoll auszufüllen. Leben wir nicht unser sonstiges Leben nach strengem Stundenplan? Heißt es nicht immer: um diese Zeit muß das, um die Zeit muß jenes geschehen? Warum sollen wir auch unseren Urlaub in die Zwangsjacke des unerbittlichen Herrn Zeit und ständiger Verpflichtung stecken? Seien wir selbst Herr unserer Zeit! Bestimmen wir selbst den Inhalt dieser Tage, dann kann uns auch regnerisches Wetter nichts an-



Ankunft in Ziegenberg

denen wir uns den Urlaub angenehm machen wollen. Viel wichtiger ist

die seelische Einstimmung

darauf. Von einer Sehnsucht erfüllt sein, ist eine größere Gnade als die Erfüllung. Die Vorfreude ist eine größere Freude als die Erfüllung selbst.

Die Wahl des Ortes ist individuell bedingt. Der eine liebt die Stille, die Einsamkeit, der andere fürchtet sie. Einsamkeit soll aber nicht bedeuten: Einsamkeit der Seele! Gemeinsames Erleben des Urlaubes, der Freizeit, mit einem lieben Menschen, einem guten Freund oder Kameraden verdoppeln und verdreifachen die Erholung. Es kommt darauf an, einen Platz zu finden, an dem man sich möglichst alles erfüllen kann, was einem körperlich und geistig zusagt,

haben; auch bei Regen kann man sich erholen.

Der Alkohol und das Nikotin

sind freilich, im Übermaß genossen, schlechte Gefährten. Das Studium der Kneipen kann nicht der Sinn einer Erholungsreise sein. Aber eine verträumte Stunde in einem Kahn auf leise plätscherndem Wasser, auf einer Wiese, über die der Sommerwind leise geht — die ist gut angebracht. Darum: Laß dir Zeit und nochmals Zeit!

Wir wissen alle, daß die Bewegung in der frischen Luft, in der freien Natur uns guttut. Die täglichen Spaziergänge, Wandern zu jeder Jahreszeit, Skilaufen im Winter — sie fördern die Durchblutung der Muskulatur. Sie steigern die Durchlüftung der Lungen,

sie entspannen den Körper und unsere Seele. Wir brauchen dabei keine Rekorde aufzustellen. Als Menschen aus der Ebene sollen wir nicht den Ehrgeiz haben, am zweiten Tag unseres Urlaubs im Gebirge einen der Alpenriesen zu besteigen. Das ist immer schädlich.

Aber was für den Urlaub gilt, das gilt noch viel mehr für unseren Alltag und **das kostbare Stück Freizeit,**

das er enthält. Eine halbe Stunde Bewegung, ein Spaziergang, ein Spiel, Schwimmen, muß für jeden möglich sein. Wir benötigen täglich Pausen und ein wirkliches Freisein, um zu uns selbst zu kommen. Welchen Sinn haben Auto- und Motorradraserei für uns? Warum dulden wir Lärm und Geschrei um uns, die Berieselung unserer Gehörnerven durch stundenlang laufende Radios, die Trinkgelage in lärmender Gesellschaft, Geschrei auf den Sportplätzen?

Niemand wird glauben, daß der regelmäßige Besuch aufregender Filme, in denen recht viel geschossen wird, und die Lektüre sensationslüsterner Illustrierter zu unserer Entspannung beitragen. All dies bedeutet doch nur die Fortsetzung des gehetzten Lebens, das wir tagsüber führen. Wir sprachen schon davon, daß es heute viele Menschen gibt, die sich regelrecht vor der Freizeit fürchten, weil sie in sich eine große Leere verspüren, weil es ihnen selbst an Gedanken fehlt, ihre Freizeit zu gestalten. Sie sind ein Opfer unserer modernen Zivilisation, die den Menschen davon abhält, selbst schöpferisch tätig zu sein. Und dabei gibt es doch so viele Möglichkeiten,

selbst zu wirken und als schönsten Lohn Freude und Genugtuung darüber zu empfinden.

Die „Liebhaberei“, das „Steckenpferd“,

von dem der eine oder andere spricht, darf nicht auf einen kleinen Kreis von „Bevorzugten“ und darum „Angestaunten“ beschränkt bleiben. Es ist ganz gleich, was man da wählt, und es ist auch nicht entscheidend, daß man in seiner Tätigkeit zu einem Meister oder „Perfektionisten“ wird. Wichtig ist nur, daß ein jeder eine Tätigkeit ausübt, die er nach seinem eigenen Willen gestalten und ausbauen kann und über die er Freude und Befriedigung empfindet. Sie ist das beste Gegengewicht gegen unser Eingespanntsein in die Mühle des Berufes.

Doch auch hier gilt, wie für alles in unserem Leben,

die Forderung: Übertreibung zu meiden.

So gesund das Arbeiten im eigenen Garten ist, so dankbar wir die Freude über das Blühen und Wachsen empfinden, so sehr sollen wir uns davor hüten, den Garten oder das Stück Land zu einem neuen Zwangsterren über uns werden zu lassen. Ein altes chinesisches Sprichwort sagt:

Der Dumme rennt.

Der Kluge wartet.

Der Weise geht in den Garten.

Vergessen wir nicht, daß die Beschäftigung Erholung sein soll und nicht zusätzliches angestrengtes Werken nach einem 8- bis

Ankunft in Kranenberg





Ist die Lage ernst — wenn so die Zeitungen studiert werden?



Da staunen die Kiebitze!

Naja denn: Prost!



9stündigen Arbeitstag. Es darf nicht so werden wie in Amerika, wo sich eine Firma von ihren Mitarbeitern am Wochenende mit folgenden Worten verabschiedet:

„Wir wünschen Ihnen ein gutes, erholsames Wochenende und hoffen sehr, daß Sie nicht müder am Montag früh zu Ihrem Arbeitsplatz zurückkehren, als Sie ihn heute verlassen.“

So droht auch dem, der die freien Tage, die Sonn- und Feiertage mit zu harter Arbeit füllt, Gefahr für die Gesundheit.

Die notwendige Entspannung kommt zu kurz.

Und noch ein Rat für Alltag und Urlaub: Du sollst ausreichend schlafen. Der arbeitende Mensch braucht täglich seine 6 bis 8 Stunden Schlaf und bei starker geistig-seelischer Beanspruchung noch eine Stunde Mittagsruhe. Sie hilft am besten gegen die krankmachende Hetze unserer Zeit. Wer dauernd ruhelos hetzt, versagt bald.

Lieber Leser, es liegt vielfach in deiner Macht, dich von dem Gefühl der Lebensangst, des Gehetztseins, der Furcht, den Anforderungen des Arbeitslebens nicht zu genügen, freizumachen. Indem du dich auf dich selbst besinnst, auf eine Steigerung deiner Kräfte, auf die Befreiung deiner Seele aus den Fesseln, die der Alltag ihr anzulegen versucht, wird dir das Leben sinnvoller und leichter erscheinen, wirst du

freudiger den Anforderungen begegnen, die Beruf und Alltag an dich stellen.

Wollte man in wenigen Sätzen Richtlinien für die

rechte Gestaltung eines Urlaubs geben, so könnte man sagen:

1. Erholung, richtige Erholung ist so notwendig wie der Schlaf. Jeder Mensch muß, ob er nun körperlich oder geistig arbeitet, einmal im Jahr ausspannen und sich entspannen.
2. Ein Wechsel der Umgebung im Urlaub, in der Erholung ist für Körper und Seele stets von ganz besonderer Wirkung.
3. Suche in deinem Urlaub die für jeden Menschen so notwendige und in unserer heutigen Daseinsform so schnell entschwindende Beziehung zur Natur.
4. Denke daran, daß es eigentlich kein schlechtes Wetter im Urlaub gibt. Die Natur ist auch bei Regen und Sturm schön; Regen, Wind und Kälte sind ebenso notwendig wie die strahlende Sonne. Im übrigen schützt dich zweckmäßige Bekleidung.
5. Schränke im Urlaub den Gebrauch von Gewohnheitsgiften, wie Tabak, Alkohol, Nikotin und Kaffee, energisch ein.
6. Mache dich innerlich frei von beruflichen und häuslichen Sorgen, mache Ferien vom Ich, lebe deiner Gesundheit!

Dr. med. W. Schauwecker



Silberne Hochzeit
kann man auch im Urlaubsort feiern

Gut erholt geht es heimwärts





Unser Zelt ist unsere Villa im Grünen

Urlaub nur noch im Zelt!

Natürlich hat Siegfried Dahlhoff, neun Jahre lang in unserer Buchbinderei tätig, seit dem Herbst Fahrer für unsere Betriebskrankenkasse, den Artikel in Nr. 5 der „Westfalehütte“ aus dem Jahre 1957 gelesen, in dem Siegfried Sommer sich unter dem Titel „Die Rhëumafarm“ mit den Leiden und Freuden des Zeltlagers auseinandersetzt. Mag der eine (offenbar rheumaanfällige) Siegfried gegen den „Ischiasanger“ (Campingplatz) und seine Bewohner, die „Campinesier“, die „Erbswurstjünger“ und „Bratkartoffelfellachen“ in ihren „Stoffmansarden“ zu Felde ziehen — dem andern, unserem rheumafesten Siegfried, kann keine noch so saftige Veräppelung seine seit etwa drei Jahren stetig wachsende und liebevoll kultivierte Freude am Zelten schmälern. Es begann, wie so oft, mit einem „Zufall“: Man kann Zelt und Gummimatratten, günstig angeboten, weil in ihrer Nigel-Nagel-Neuheit ein wenig beeinträchtigt, dann nicht ausschlagen, wenn man immer vom Zelten geträumt hat, wenn man außerdem ein Motorrad mit einem Beiwagen besitzt, in dem man die ganze Herrlichkeit nur einzuladen braucht — und dazu noch einige Wolldecken, einen Spirituskocher, der irgendwo in der Mitte zwischen dem angebotenen billigsten für 1,35 DM und dem teuersten für einen halben Hunderter liegt, ein Netz voll Konserven, und Frau und Kind.

Tochter Sigrid war gerade ein Jahr alt, als es nach den ersten geglückten Campingversuchen am Dülmer See bei Haltern geradewegs nach Holland ging. Es machte nichts, daß dieses erste Zwei-bis-

drei-Mann-Zelt nur 1,20 Meter hoch war. Zu zweit ging es prima, und Sigrid lag noch ruhig. Milch für sie und Brot, überhaupt das, was man an frischen Lebensmitteln brauchte, bekam man auch ohne Sprachkenntnisse. Man probierte — noch mit dem alten Zelt — alle Möglichkeiten aus: das „wilde Zelten“ in romantischer Natur, aber ohne Komfort und Hygiene des Campingplatzes, den Notnagel-Liegesitz für ganz schlechtes Wetter, als das Motorrad nebst Beiwagen gegen einen Wagen eingetauscht worden war, und den Campingplatz mit Propangasautomat, Brauseanlage, Bademöglichkeit einschließlich Schwimmunterricht, Steckdose für Elektrorasierer, Kantine und Campingkameradschaft.

Weil sie aufeinander angewiesen sind, bemühen sich die Zeltler, einander hilfreich zu sein, möglichst wenig zu stören (trotz Schifferklavier, Kofferapparat und Plattenspieler), den für 22 Uhr angesetzten Zapfenstreich zu respektieren und in puncto „mein und dein“ Fairneß zu zeigen. Wenn man Siegfried Dahlhoff hört, ist Eigentum nirgends sicherer als im Zelt, das nur durch eine Plane verschlossen, also offen, bleibt. Und das liegt nicht so sehr an den regelmäßigen Gängen der bestellten Wächter, als an der notgedrungen einsichtsvollen Befolgung des Grundsatzes: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!“

Kleines Zelt oder großes für vier Mann, mit „Überdach“ 1,80 Meter hoch und mit Apsis — das macht keinen Unterschied im Hinblick auf die Campingplatzmoral. Mit einem großen Zelt aber kann man unbedenklich weiter weg fahren als

mit einem kleinen. Im großen Zelt darf die inzwischen fünfjährige Sigrid ruhig strampeln. Und schließlich ermuntert das große Zelt zu gemeinsamen Unternehmungen mit Freunden, die ebenfalls Wagen und großes Zelt besitzen. Zu mehreren macht es noch mehr Spaß, und man kann einander helfen in dem Fall, daß Menschen, Wagen oder Zelten mal irgendwas passiert.

Erfahrene Zeltler sagen, daß den Menschen am wenigsten dabei passiert. Denn das sozusagen doppelte Dach hält die Temperatur stetig — man kann sich also nicht erkälten (wenigstens nicht im Zelt!).

Gerade ist die Familie wieder abgefahren für vier Wochen. Zusammengespart mußte eigentlich nur die Summe werden, die man für Betriebsstoff braucht, wenn man durch Südfrankreich nach Monte Carlo und an der Riviera kreuz und quer fahren will. „Ich bin kein Kilometerfresser! Ich bleibe, wo mir's gefällt, zwei Tage lang, drei. Mag sein, daß ich an einem Tage nur 50 km fahre. Was macht das schon? Das Übernachten im feinsten Campingplatz kostet mich 1,30 DM bis, wenn's ganz hoch kommt, 1,50 DM mit Wagen. Was muß ich dagegen für einen Urlaubstag in einer Pension rechnen? Ein Zwanzigmarschein tut's nicht für drei Personen. Aber wenn ich im Zelt je Tag 10 DM ansetze, meinen Sie nicht, daß das reicht?“ Dem Nicht-Zeltler (oder dem künftigen Zeltler) sei verraten, wie lange man braucht, um das auf unseren Fotos abgebildete große Zelt samt Überdach, Apsis und „Balkon“-Vorraum aufzubauen: Wer's im Griff hat, wie Dahlhoffs, der schlägt sein luftiges, regendichtes Urlaubshaus in 22 (abgestoppten) Minuten auf.

Sigrid „konstruiert“ die Möbel



Die Hast des Alltags

benötigt dringend ein Gegengewicht. Man findet sie in der intensiven Beschäftigung mit einer Sache, in der Versenkung in eine Tätigkeit, die etwas Sinnvolles schafft. Das „Sinnvolle“ braucht keineswegs immer nützlich zu sein. Man findet Freude auch an Dingen, die nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt sind. Es kommt aber darauf an, daß man selber etwas tut; es geht darum, selber etwas Ganzes herzustellen und das Hochgefühl zu verspüren, das eine gelungene handwerkliche Arbeit vermittelt. Man muß wieder lernen, die Arbeit der anderen zu würdigen in der Einsicht, wieviel Mühe und Können ihre Tätigkeit erfordert. Zugleich ist es nötig, die Passivität des Verbrauchers, dem alles, aber auch alles für sämtliche Situationen des Lebens ins Haus geliefert wird, zu durchbrechen. So verstanden, wird das „Selbermachen“ nicht zur tierisch-ersten zusätzlichen Arbeit, sondern zur echten Muße, zur Entlastung, zum Spiel. Wir haben vielfach verlernt, im echten Sinn des Wortes zu spielen. In totalitären Staaten hat man Angst vor dem zweckfreien Spiel und ist eifrig bestrebt, die freie Zeit für die jeweiligen politischen Ziele zu beschlagnahmen. Aus der eigenen ungehinderten Verfügung über die Freizeit wird die staatlich gelenkte „Freizeitgestaltung“. Wird also in solchen Systemen von Staats wegen die arbeitsfreie Zeit dezimiert, besteht bei uns die Gefahr, daß wir selbst unsere Freizeit vertun, wegwerfen oder rotschlagen. Man hat fast immer ein schlechtes Gewissen, wenn man die freie Zeit nicht „nützlich“, und das heißt oft: nicht finanziell ertragreich, verwendet. Viele von uns leben tatsächlich immer noch, um zu arbeiten.

Pflegt die Phantasie und Kritikfähigkeit!

Wenn die Erwachsenen aber nicht mehr zu sich selbst finden, wenn sie nicht mehr spielen können — woher sollen es ihre Kinder lernen? Es liegt in erster Linie an den „Alten“, ob sie mit Fernsehen, unermüdlichem Kinobesuch und der kritiklosen Lektüre von comic-strips die schöpferische Aktivität ihrer Kinder ver-

kümmern lassen, oder aber, ob sie durch intensive Beschäftigung mit der jüngeren Generation die schlummernden Fähigkeiten wecken, die Phantasie ansprechen und ihr beibringen, welche Freude und wieviel Befriedigung eigene Beschäftigung vermitteln kann. Wir sollten also daran denken, schon frühzeitig die junge Ge-

Dr. Albrecht Paeslack, Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Studienbüros für Jugendfragen, Bonn, erklärt hierzu:

Ein vergrämter Kulturkritiker sprach kürzlich von den großen Gefahren, die sich, besonders in den Vereinigten Staaten, aus dem sprunghaften Wachstum der „Do it yourself“-Industrie ergäben. Auch hier habe sich, so zürnte er, die Wirtschaft einer Bewegung bemächtigt, die sich gerade gegen die absolute Beherrschung des Lebens durch die industrielle Ware richte. Im übrigen sei der Versuch des Menschen, Dinge wieder selber herstellen zu wollen, statt sie besser und billiger zu kaufen, absurd und völlig antiquiert. Letztlich, so meinte er, sei es nur die Flucht vor der Langeweile.

Vom Sinn der Freizeitgestaltung

Nun, wir wollen nicht verschweigen, daß die Industrie hier sicherlich eine gute Nase für tieferliegende Bedürfnisse bewiesen hat. Man verband jedoch das Angenehme mit dem Nützlichen bzw. mit dem Sinnvollen in der Erkenntnis, daß bei der heutigen hochspezialisierten Arbeitsform der Mensch einen Ausgleich braucht. Seien wir also froh, daß angesichts der Flut sinnloser Waren, die den Markt überschwemmen und die Freizeit des Menschen ausfüllen wollen, sich Möglichkeiten ergeben, freie Zeit sinnvoll und produktiv zu verwenden. Das heutige Leben stellt eine Fülle von Anforderungen an uns alle, denen wir kaum mehr

generation auf ihre Freizeit vorzubereiten. Mancherorts gründete man eigene Spielschulen für Eltern, die sich regen Zuspruchs erfreuen. Auch in der Schule sollte man die Jugend sehr viel stärker als bisher mit der Fülle von Möglichkeiten bekannt machen, die sich besonders im Werken und Basteln auftun.

Wer es nicht lernt, seiner Existenz neben der Arbeit dergestalt einen tieferen Sinn zu geben, der bleibt arm und erfährt nichts von den Dingen, die das Leben lebenswert machen. „Mir scheinen“, so sagt der griechische Dichter Xenophon, „die Werke der schönen und guten Männer sind nicht nur der Erinnerung wert, wenn sie mit Ernst vollbracht sind, sondern auch im Spiel.“

Verlernen unsere Kinder das Spiel?

gewachsen sind. Wir laufen Gefahr, zwischen ihnen zerrieben zu werden und uns selbst zu verlieren. Der Arbeitsbetrieb des Tages läßt auch nach Feierabend die Menschen nur schwer zur Ruhe kommen. Sie gehen dann oft den Weg des geringsten Widerstandes und meinen, sich am besten in der Zerstreuung zu erholen. Das Amüsement reicht aber auf die Dauer nicht aus, die freie Zeit befriedigend zu erfüllen.

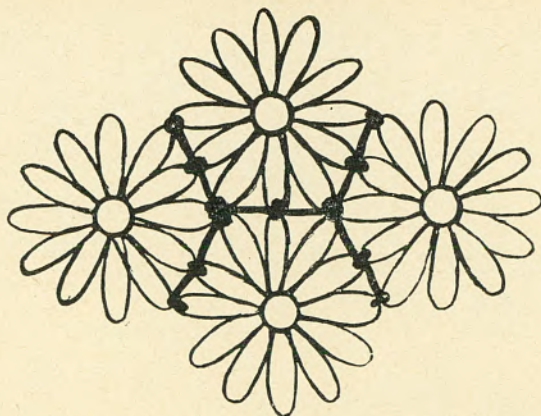
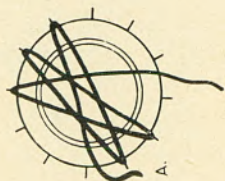
Teneriffa-Sterne

Nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder können mit dem Teneriffarädchen Sterne herstellen, die zu Kappen, Stolen, Kragen oder Pullovern verarbeitet werden können.

Als Arbeitsmaterial benötigen wir: feinfädige Wolle, ein Imra-Rädchen, eine Stopfnadel. Es empfiehlt sich, die Wolle doppelfädig zu verarbeiten, da die Arbeit auf diese Weise duftiger wird.

Für einen Stern benötigt man einen etwa 90 cm langen, doppelten Wollfaden. (Die Länge richtet sich nach der Stärke des Wollgarnes, daher beim ersten Sternchen ausprobieren!) Die Stifte des Rädchens durch Linksdrehung des Knopfes hervorholen. Das Rädchen in die linke Hand nehmen.

In der Art, wie es die Abb. 1 zeigt, legt man den Faden um alle Stifte herum,



wobei man den Anfang des Fadens A, der mit dem Daumen der linken Hand festgehalten wird, um etwa 6 cm herunterhängen läßt.

Nach dem Bespannen der Stifte fädelt man den Arbeitsfaden in die Stopfnadel ein. Man bildet den Blumenkelch, indem man den Faden drei Runden in der Stopftechnik (auf und ab) durch die gespannten Fäden führt und zur Mitte zusammenzieht. Durch Rechtsdrehung des Knopfes hebt man die Blume ab und vernäht beide Enden des Arbeitsfadens auf der Unterseite.

Das Verbinden der einzelnen Sterne miteinander geschieht mittels Stopfnadel und einfachem, gleichfarbigem Wollfaden. Es wird jeweils eine Schlinge mit derjenigen des gegenüberliegenden Sternchens auf der Unterseite durch einen doppelten Knopflochstich miteinander verbunden und fortlaufend in dieser Weise gearbeitet, ohne den Faden zu unterbrechen. Man achte darauf, daß der Faden nicht zu sehr gespannt wird, damit das Sternchen seine runde, natürliche Form behält. Das Zusammensetzen der Sternchen zeigt Abb. 2.



Metallarbeiten

Als Material kommen Kupfer-, Messing- oder Silberbleche in Frage (0,5—1 mm).

An Werkzeugen benötigen wir Treibhammer, Stechzirkel und Laubsäge sowie die Blechschere.

Nach einer Schablone wird der Gegenstand auf das Blech gezeichnet (bei runden Gegenständen mit dem Zirkel) und mit der Laubsäge oder der Blechschere ausgeschnitten. Beim darauffolgenden Treiben — wir legen unser Werkstück dabei auf eine Bleiunterlage oder auf einen Holzklötz — nutzen wir die Dehnbarkeit des Metalls. Wir schlagen mit dem Treibhammer spiralförmig von innen nach außen. Mit jedem Schlag wird die Mulde tiefer. Haben wir den Rand erreicht, beginnen wir von neuem in der Mitte. Bei der oberen Schale müssen wir zuletzt von der hinteren Seite eine zweite Vertiefung schlagen, um unten eine gerade Standfläche schaffen zu können. Der Leuchter (unten) ist zweiteilig. Auf das untere Teil wird ein Dorn gelötet, der durch das obere durchgesteckt wird. Beide Teile werden dann leicht zusammengeleitet.





Versammlung der Vertrauensleute

Anfang Juni fand im Festsaal der Hütte eine Versammlung der Vertrauensleute — das „Parlament der Hütte“ — statt.

Vorsitzender Norbert Albersmeier gedachte in seinen Einführungsworten der in den letzten Monaten verstorbenen und verunglückten Kollegen, zu deren Ehren sich die Vertrauensleute von ihren Plätzen erhoben.

Die kommende Umwandlung

Betriebsvorsitzender Albert Pfeiffer sprach über die bei Hoesch in den kommenden Monaten vorgesehene Umwandlung und führte aus:

Bei der Umwandlung der Hoesch-Gesellschaft wird von den Möglichkeiten Gebrauch gemacht, die die Umwandlungs-

gesetze den Wirtschaftsunternehmen geben. Das im Jahre 1956 erlassene Umwandlungsgesetz hat bereits im Umwandlungsgesetz von 1934 einen Vorläufer gehabt. Das Umwandlungsgesetz von 1956 gibt den Unternehmen die Möglichkeit, ihre Rechtsform zu ändern oder sich mit anderen Unternehmen, mit denen eine 100%ige



Beteiligung besteht, zusammenzuschließen. Dieses Umwandlungsgesetz hätte an sich aber nur geringe Bedeutung, wenn es nicht durch das Umwandlungssteuergesetz ergänzt worden wäre, das den Gesellschaften, die vom Umwandlungsgesetz Gebrauch machen, Steuervergünstigungen gewährt. Gesellschaften, die die Umwandlung vornehmen, erhalten die Möglichkeit, eine Neubewertung ihres Anlagevermögens vorzunehmen. Dadurch können die Abschreibungsmöglichkeiten erhöht werden, so daß sich erhebliche Vergünstigungen bei Investitionen ergeben.

Umwandlung nutzt rechtliche Möglichkeiten

Albert Pfeiffer erklärte dann weiter, daß er die Gesetze deshalb dargestellt habe, um zu erläutern, daß die Umwandlung bei Hoesch — was sicherlich jeder Kollege erkannt habe — kein Akt der Willkür sei, sondern auf Grund von Gesetzbestimmungen veranlaßt worden sei.

Frühzeitig, und zwar schon am 8. Dezember 1958, habe der Vorstand der Hoesch Werke AG in einer Sitzung den Aufsichtsrat davon unterrichtet, daß Überlegungen angestellt würden, ob und wie die Umwandlung im Hoeschbereich durchgeführt werden können und solle. Es sei dabei betont worden, daß nicht nur die Aufsichtsratsmitglieder, sondern auch die Betriebsvertretungen der betroffenen Unternehmen möglichst frühzeitig und eingehend unterrichtet würden. Es werde alles vermieden werden, was den Anschein erwecken

könnte, die Vertreter der Arbeitnehmer im Aufsichtsrat und die Betriebsvertretungen würden vor vollendete Tatsachen gestellt.

Am 24. März 1959 beschlossen die Vertreter der Anteilseigner im Aufsichtsrat der Hoesch Werke AG die Umwandlung vorzunehmen und von den Möglichkeiten der Umwandlungsgesetze Gebrauch zu machen. Hierbei wurde ausdrücklich erklärt, daß der Vorstand untersuchen werde, auf welchem Wege möglichst weitgehend die betriebsnahe Mitbestimmung bei Kohle und Stahl erhalten bleiben könne. Die Vertreter der Arbeitnehmer im Aufsichtsrat erklärten in der Aufsichtsratssitzung, daß sie der beabsichtigten Umwandlung aus grundsätzlichen Erwägungen nicht zustimmen könnten. Sie konnten sich an der Abstimmung jedoch nicht beteiligen, da nach § 15 des Mitbestimmungs-Ergänzungsgesetzes vom 7. August 1956 — der sogenannten Holding-Novelle — über derartige Fragen allein die Vertreter der Anteilseigner zu entscheiden haben.

Albert Pfeiffer unterstrich besonders die entgegenkommende Haltung des Aufsichtsrats und des Vorstandes der Hoesch Werke AG. Der Vorstand habe wiederholt mit den Vertretern des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Industriegewerkschaften Bergbau und Metall über eine Vereinbarung verhandelt, mit der die betriebsnahe Mitbestimmung, der auch

die Vertreter der Anteilseigner positiv gegenüberstehen, vorerst für die Dauer von zehn Jahren erhalten werden soll. Wenn auch, wie erwähnt, die Vertreter der Arbeitnehmer aus grundsätzlichen Erwägungen der Umwandlung nicht zustimmen vermochten, so hätten sie doch die Notwendigkeit, daß der Vorstand das Gesetz im Interesse des Unternehmens und seiner Mitarbeiter anzuwenden gezwungen sei, anerkennen müssen. Es werde alles unternommen, um aus der Umwandlung das Beste zu machen.

Mitbestimmung hat sich bewährt

In der sehr regen Diskussion, die von großem Ernst getragen war, stellten die Sprecher einmütig heraus, wie sehr sich die betriebsnahe Mitbestimmung in der Vergangenheit bewährt habe. Sie müsse im Interesse des Werkes und der Belegschaften erhalten bleiben.

Direktor Dr. Harald Koch, Hoesch Werke AG, griff zweimal in die Diskussion ein, um einige Unklarheiten zu beseitigen und um erneut zu betonen, daß der Vorstand sich ernstlich bemühe, mit den Gewerkschaften zu einer Vereinbarung zu gelangen, um die betriebsnahe Mitbestimmung möglichst weitgehend zu erhalten.

Gewerkschaftssekretär Wilhelm Ahlmann brachte zum Ausdruck, daß nach seiner Meinung der bisherige Entwurf für die Vereinbarung, mit der die betriebsnahe Mitbestimmung erhalten werden soll, den gewerkschaftlichen Vorstellungen sehr weit entgegenkomme.





Unsere Versuchsanstalt

Forschungsaufgaben in der Massenerzeugung von Qualitätsstählen

Forschen bedeutet für die Stahlindustrie ein systematisches, beharrliches Suchen nach neuen Wegen, die Stähle billiger und besser zu machen. Die Forschung in der Eisenindustrie als Entwicklung und Verbesserung besonders legierter Stähle ist nicht allein Sache der Edelstahl herstellenden Werke. Auch das Massenstahl erzeugende Werk muß sich immer mehr um Stahlgüte und die Erforschung werkstofftechnischer und metallkundlicher Zusammenhänge bemühen. Die vielseitige Bedarfsgüter herstellende Industrie fertigt selbst wieder ihre Artikel in solcher Zahl an, daß man auch den Begriff „Massenerzeugnis“ prägen muß. Sie haben nicht nur den tausend Ansprüchen des modernen, verwöhnten Menschen gerecht zu werden. Sie müssen auch von großer Lebensdauer sein, um den Geldaufwand zu rechtfertigen. Ihre Schaffung war nur möglich, weil die gebrauchten Werkstoffe auch wieder Qualitätsklassen waren, die eben in großer Menge hergestellt werden konnten. Für ein Hüttenwerk muß es deshalb erste Sorge sein, die

Erzeugnisse als Spitzenergebnis der Werkstofftechnik

an den Verbraucher abzugeben. Die Hoesch-Westfalenhütte AG in Dortmund gehört mit einer möglichen Erzeugung von monatlich etwa 170000 t Rohstahl zu den führenden Werken der deutschen Schwerindustrie. Ein ganz erheblicher Teil der Erzeugung sind Qualitäts- und Edelstähle. Das Werk hat bei einer Belegschaft von 15000 Beschäftigten allein etwa 600 Ingenieure, technische Angestellte und Facharbeiter ausschließlich dazu eingesetzt, die Güte der Walzerzeugnisse zu überwachen und neue Wege in Versuch und Forschung zu beschreiten, die eine qualitative Verbesserung des Stahles bringen und weitere Anwendungsgebiete erschließen. Diesem Zweck dienen die „Versuchsbetriebe“, die organisatorisch in eine Hand gelegt sind. Sie umfassen: Hauptlaboratorium, die Werkstoffabteilungen der Versuchsanstalt, Physikalische Abteilung, Metallurgische Abteilung, Qualitätsstelle und Abnahmezentrale. Als Verbindungsglied zwischen diesen Betrieben und der Kundschaft ist außerdem noch eine

Kundenberatungsstelle angegliedert. In regelmäßigen Besprechungen finden sich die Leiter der Versuchsbetriebe mit den Führungskräften der erzeugenden Betriebe zusammen.

Auf dem Gebiete der metallurgischen Forschung

hat bisher wohl kaum eine Maßnahme eine solch einschneidende Verbesserung eines Massenproduktes gebracht wie die Anreicherung des Windes mit Sauerstoff im Thomasstahlprozeß. Sie hat vor allem bei geschweißten Großbauten dem Thomasstahl weite Anwendungsgebiete erschlossen, der nunmehr als „verbesserter Konverterstahl“ gerade dort Eingang gefunden hat, wo man sich bisher nur zögernd an Thomasstahl herantastete. Es ist heute ohne weiteres möglich, dem Konverterstahl Eigenschaften zu geben, die dem des Siemens-Martin-Stahles gleichwertig sind. Mit wenigen Ausnahmen stellt heute die Westfalenhütte sämtliche Schmelzen mit sauerstoffangereichertem Wind her.

Von anderen Qualitätsstählen,

denen die Westfalenhütte eine besondere Sorgfalt angedeihen läßt, seien genannt:

1. Zieh- und Tiefziehstähle für Bleche und Bänder.

Es werden monatlich bis zu 50000 t erzeugt. Ein großer Teil verläßt die Hütte als vorgewalztes Material für die Konzernwerke in Hohenlimburg.

2. Bau- und Vergütungsstähle, die als Stabstahl und Gesenkschmiedeteile hauptsächlich in der Automobilindustrie eingesetzt werden. Ein erheblicher Teil davon ist Elektrostahl.

3. Stähle für den Betonbau

4. Grubenausbaustähle

5. Automatenstähle

6. Draht für Drahtseile und Schweißelektroden

7. Band für die Rohrfertigung.

Die Herstellung

kaltgewalzter Tiefziehbleche

ist schon über 30 Jahre ein spezieller Fabrikationszweig der Hütte gewesen. Besondere Aufgaben für die werkstofftechnische Seite ergaben sich, als mit der Inbetriebnahme einer neuen halbkontinuierlichen Breitbandstraße erweiterte Möglichkeiten geschaffen wurden, durch Lenkung der Walztemperaturen und der Abkühlungsgeschwindigkeiten das Gefüge des warmgewalzten Bandes so zu beeinflussen, daß ein Optimum in der Tiefziehfähigkeit nach dem Kaltwalzen erreicht werden konnte. Fragen der Korngröße, der Kohlenstoffausbildung im Stahl, der zweckmäßigsten Form des Ferrits wurden in Zusammenarbeit zwischen Versuchsanstalt und Walzbetrieb behandelt und gelöst. Vermittels spezieller Prüfverfahren und röntgenographischer Untersuchungen wurden an Blechen die besten Eigenschaften

für die Kaltverformung entwickelt, ferner wurde ein für die Oberflächenveredelung zweckmäßiges Gefüge in der Haut des Bleches und eine für die Gleitung während des Tiefziehprozesses günstige Oberflächenrauigkeit erzielt.

Diese rein walztechnische Fortentwicklung hat natürlich ihre Parallele auf der schmelz- und gießtechnischen Seite im Stahlwerk.

Die entwickelte Ultraschallprüfung

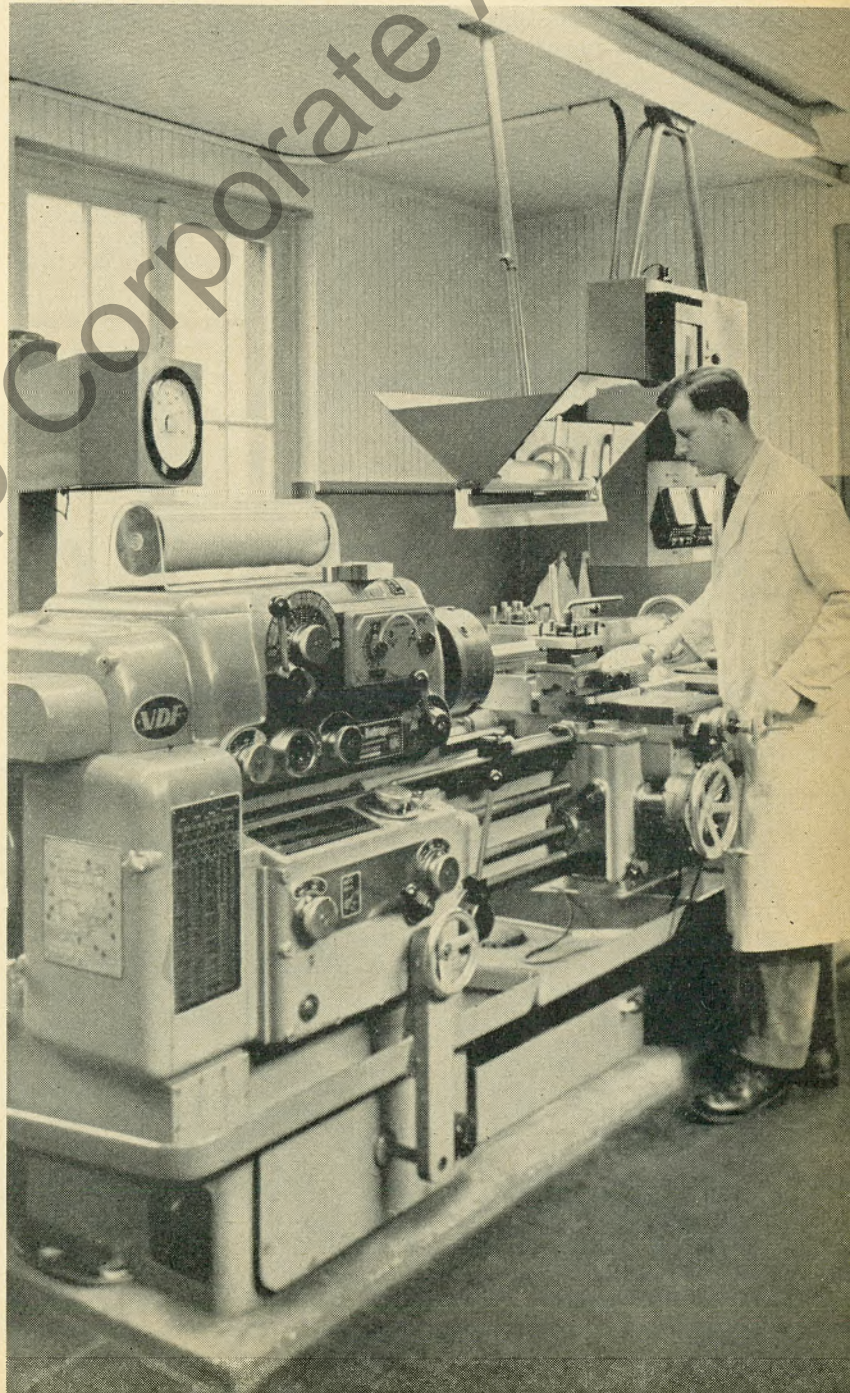
kam hierbei sehr zu Hilfe. Sie ermöglicht es, fertige Bleche zerstörungsfrei auf innere Güte zu prüfen und zu klassifizieren. Aufschlußreiche Zusammenhänge zwischen diesem Ultraschallbefund und den Maßnahmen, die im Stahlwerk getroffen waren, konnten aufgedeckt und nutzbar verwertet werden. In diesem Zusammenhang

sei auch auf die jüngsten Arbeiten verwiesen, dem Tiefziehstahl während des Gießens und Erstarrens die Abgabe schädlicher Gase dadurch zu erleichtern, daß er beim Vergießen unter einem fast als Vakuum zu bezeichnenden Unterdruck gehalten wird, solange er noch flüssig ist. Ziel dieser Arbeiten ist noch größere Weichheit des für die Kaltverformung vorgesehenen Stahles.

Mit der Errichtung der neuen Breitbandstraße

war die Hoesch-Westfalenhütte auch in der Lage, das Vormaterial für die Rohrfabrikation aus warmgewalzten Bändern abzugeben. Zwei Aufgaben waren hierbei werkstofftechnisch gestellt:

Prüfbank für Automatenstähle



1. Die Schaffung eines Rohres, das bei dünnster Wandstärke höchste Innendrucke aushält, d. h., es ist ein Band mit hoher Streckgrenze zu liefern.
2. Eine ausgezeichnete Verschweißbarkeit des Bandrandes sicherzustellen.

Durch systematische Erprobung geeigneter Legierungen im Klein- und Großversuch und durch Ausnutzung der Vergütbarkeit aus der Walzhitze in der Breitbandstraße konnten die geeigneten Wege gefunden werden.

Die neuzeitliche Bauweise in Beton

hat im letzten Jahrzehnt erhebliche Fortschritte gemacht. Sie verdankt dies den neuentwickelten Betonstählen, deren Streckgrenze von den Stahlherstellern systematisch gehoben werden konnte. Es sei besonders an die Profile erinnert, die durch Kaltverdrillung eine Festigkeitssteigerung erfahren. Daß dieser Lösung Grenzen gesetzt waren, liegt auf der Hand. Dennoch gelang es, eine Behandlung des Stahles ausfindig zu machen, wodurch Streckgrenzen erreicht werden, die doppelt so hoch wie im Walzzustand liegen, ohne daß eine Versprödung durch Alterung oder starke Kälteeinwirkung eintreten konnte.

Ähnlich gelagert sind die Verhältnisse beim **Grubenbaustahl**,

denen mit den gleichen Mitteln begegnet werden konnte. Abgesehen davon, daß Streckenprofile nicht nur einen ersten großen Widerstand gegen Gebirgsbewegungen aufweisen müssen, erwartet man auch, daß sie ein hohes plastisches Verformungsvermögen haben, wenn sie sich unter dem starken Druck des Hangenden verformen. Die hierfür geeignete Qualität hat im Bergbau bereits weitgehend Eingang gefunden.

Ein immer wieder neues Feld für Forschung und Entwicklung hat von jeher der

Automatenstahl

abgegeben. Er ist keine neue Stahlart mehr und längst ein erprobter Werkstoff der zerspanenden Fertigungsindustrie geworden. Trotzdem werden die Anforderungen laufend erhöht. Heute erwartet man neben einer guten Zerspanbarkeit von dem gleichen Stahl auch eine erhebliche Kaltverformbarkeit. Es bedarf außerordentlich zäher und intensiver Arbeit der Stahlwerke, solchen Wünschen der Verbraucher nachzukommen. Von dem einfachen, unberuhigten Stahl ausgehend, der noch den kleinen Mangel geringeren Schwefelgehaltes in

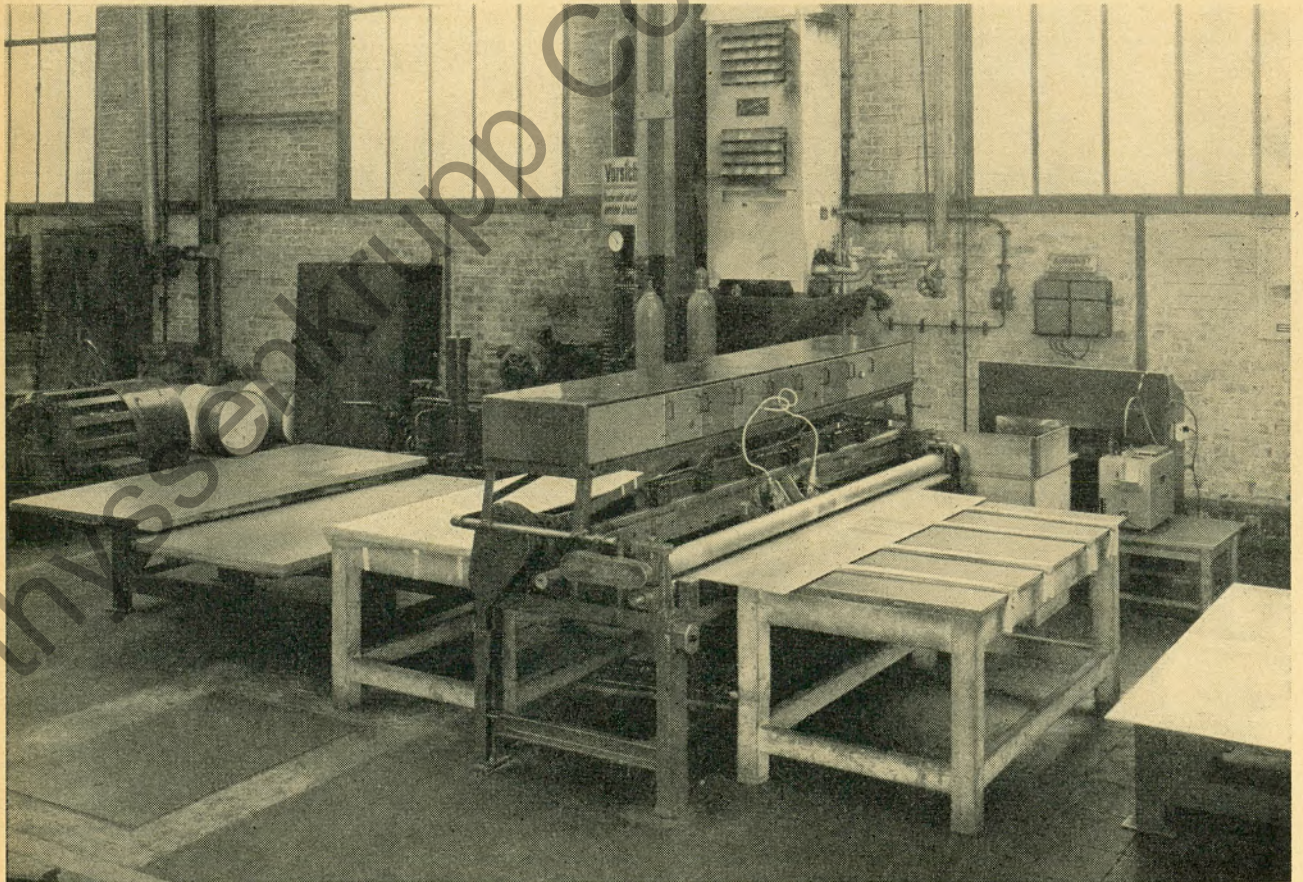
den Randzonen aufweist, sind inzwischen Fortschritte durch Anwendung einer besonderen Gießmethode durch stärkere Legierung mit Mangan, ganz besonders aber durch eine gleichmäßige innige Vermischung des flüssigen Stahles mit feinstverteiltem Blei erzielt worden. Die immer wieder neu angesetzten Schmelzversuche bedingten jahrelange systematische Zerspanungsversuche auf neuzeitlichen Drehbänken, die nur eigens zu diesem Zweck entwickelt wurden. Die Arbeiten werden laufend durch metallographische Studien ergänzt.

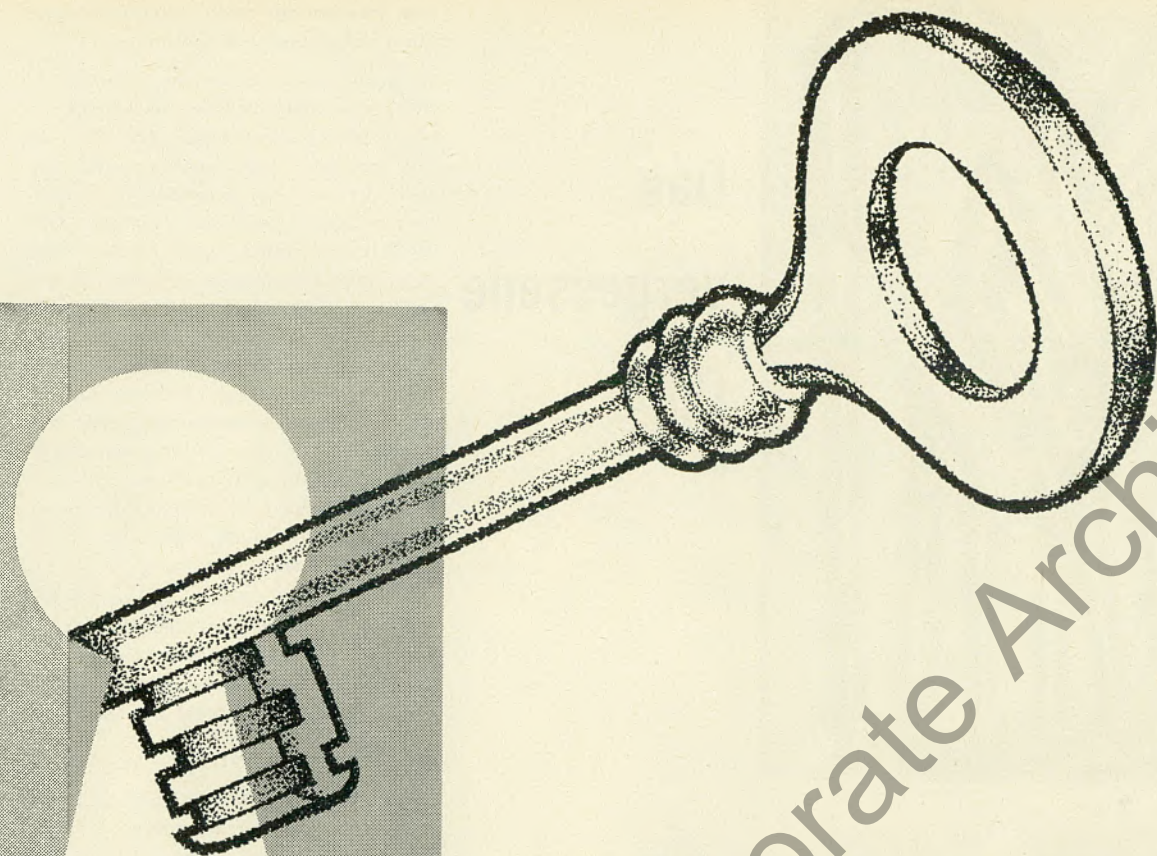
Die hier beschriebenen

Aufgaben und Lösungen

stellen nur einen Ausschnitt aus dem Arbeitsprogramm der Forschung dar. Sie betreffen diejenigen Stahlqualitäten, die mengenmäßig eine besondere Rolle spielen. Darüber hinaus erwachsen noch zahlreiche Problemstellungen gerade aus der Vielzahl von Sonderstählen, die zunächst noch kleinere Bedarfsmengen decken. Diesen Stählen muß die gleiche Sorgfalt gewidmet werden, da manche die Bestimmung in sich tragen, erst bei einem viel weiter entwickelten künftigen Stand der Technik führende Werkstoffe zu werden.

Ultraschallprüfanlage für Bleche





Richtiges Denken ist der Schlüssel zur Sicherheit

„Ich habe mir nichts dabei gedacht.“ Verstört, erschüttert, weinend und zitternd — je nach Temperament reagiert der Mensch, auf dessen Konto ein Unfall gegangen ist. Er hat sich nichts dabei gedacht! Was nützen Helme und Sicherheitsschuhe, Absperrungen und Warnschilder, wenn der Mensch sich nichts denkt. Oder denkt er doch . . . ? Gewiß — aber falsch! Er denkt: Ich bin gefeit, mir kann ja nichts passieren. So denkt der Mensch, so denkt er falsch. Die Statistik beweist uns: Nicht das technische System versagt und führt zu Unfällen — sondern das Denksystem. 7 oder gar 8 von 10 Unfällen haben ihre Ursache in einem Schaltfehler unseres Gehirns — nur im Gehirn, nicht in der Technik, nicht in der Magie des Zufalls. Wer einmal die Schmerzen und Kümernisse eines Unfalls durchgemacht hat, wird zugeben: Unser schlimmster Feind ist die eigene Gleichgültigkeit. Hier — in unserer Einstellung, nicht in der Technik, liegt das große Problem der Unfallverhütung. 75% der Unfälle sind auf menschliches Versagen zurückzuführen, sagen die Statistiker. Eine schlimme Feststellung, wenn wir die Hände in den Schoß legen, aber eine reelle Chance, die Unfallziffer herabzudrücken, wenn jeder anfängt, darüber nachzudenken, was er selbst tun kann. Unfälle sind kein Zufall. Denkende Menschen sind ihnen nicht wehrlos ausgeliefert. Sie haben den Schlüssel zur Sicherheit in der Hand. Ihr gutes Beispiel überzeugt den letzten Mitarbeiter im Betrieb.

WO DER MENSCH DENKT—WEICHT DIE GEFAHR!



Das vergessene Opfer

Seit dem 17. Juni ist viel Zeit verflossen. Drei Wochen sind seither ins Land gegangen, angefüllt mit Wahlauseinandersetzungen, Fußballmeisterschaften, mit Genfer Gesprächen, auch mit tausend kleinen Freuden und Nöten, die jeder einzelne in seiner privaten Umgebung und in seinem Arbeitsbereich täglich erfährt.

Wir erinnern uns noch des 17. Juni. Es war der Feiertag, der in die Mitte der Woche fiel. Ein herrlicher Tag mit wolkenlosem Himmel, strahlender Sonne und Hoch-

sommertemperaturen. Ein Feiertag, wie er nicht schöner hätte sein können.

Hätte er wirklich nicht „schöner“ sein können? Haben Feiertage solcher Art nicht noch andere Bedeutungen als Erholung und Arbeitsfreisein, so notwendig und gut für alle einmal ein Tag ohne berufliche Pflichten sein mag? Der 17. Juni war der „Tag der Freiheit“, Tag der Erinnerung an den mitteldeutschen Volksaufstand gegen eine unerträgliche Diktatur, Tag der Besinnung auf die deutsche Wirklichkeit, die Zweiteilung und Zerrissenheit unseres Volkes heißt. Von der Sehnsucht nach Einheit und Freiheit her hat dieser 17. Juni seinen Namen, seinen Auftrag und seine Bedeutung.

Aber die meisten von uns hatten vergessen

Und wer noch einmal daran dachte an jenen Tag, der schenkte wohl den Millionen unserer Brüder und Schwestern jenseits der Zonengrenzen einen Gedanken oder ein paar Worte; er mochte vielleicht einen Herzschlag lang das Gefühl der Erleichterung spüren, daß es uns hier im Verhältnis zu „denen da drüben“ doch ganz erträglich geht. — Aber dann begann auch für ihn der freie Tag, der kein „Feiertag“ wurde, obwohl er der am innigsten, am leidenschaftlichsten begangene Gedenktag für das ganze deutsche Volk sein mußte.

Die Forderung nach Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit —

als gemeinsames Bekenntnis aller Deutschen von allen Parteien verkündet — bleibt blutleer und ohne überzeugende und wirkende Kraft, wenn sie nicht aus dem Herzen jedes einzelnen, aus dem Herzen aller Deutschen kommt. Die feierlichen Kundgebungen fanden vielfach unter erschütternd geringer Anteilnahme statt. Manche von uns werden sich vielleicht am Abend des 17. Juni die Sendung angesehen haben, die das Fernsehen aus Anlaß dieses Tages brachte, und sie mögen bestürzt gewesen sein über die Gleichgültigkeit der im Rahmen dieser Sendung befragten Landsleute, über das Nichtwissen um die Bedeutung dieses Tages, bestürzt auch über die eigene Unzulänglichkeit.

„Muß man nicht befürchten, daß die Bewohner des westlichen Deutschlands in Gefahr sind, jedes Verständnis für die Brüder und Schwestern jenseits der Zonengrenzen einzubüßen? Steht bei uns

das Gut der Freiheit

so hoch im Kurse, daß wir bereit sind, der Bewahrung dieser Freiheit zuliebe Opfer an unserem Lebensbegehren, Opfer an unserem materiellen Besitz zu bringen?“ Diese Worte sprach Professor Litt einmal anläßlich des feierlichen Staatsaktes im festlich geschmückten Plenarsaal des Bundestages, in dem sich der Bundespräsident, Bundestag, Bundesrat und Bundesregierung versammelt hatten. Es waren gute Worte, notwendige Worte gegen unsere beschämende Gleichgültigkeit.

In der wirtschaftswunderlichen Behäbigkeit

des Geistes sehen wir nur noch Wohlstand und materiellen Besitz als Güter an, von denen man zu träumen, für die man etwas zu tun bereit ist. Wer wird die deutsche Einheit schaffen, wenn wir selbst nicht bereit sind, zu opfern? Und sei es nur so viel Geld, um ein Päckchen zu packen. Wir wollen und dürfen nicht wundergläubig auf den Staat und fremde Mächte hoffen, sondern müssen selbst die Initiative ergreifen, wenn wir uns nicht mit dieser erzwungenen Trennung zufriedengeben und damit der Welt beweisen wollen, wie wenig wir als Volk noch gelten. Auch die Stunden eines Feiertages, in denen wir uns an einer Kundgebung für die Einheit unseres Volkes beteiligen, sind ein Opfer, sind ein Bekenntnis zu unserer großen Gemeinsamkeit. Aber der Himmel lachte, und die Sonne schien hell. Da haben wir den Alltag vergessen. Wir vergaßen aber mehr!

Wir vergaßen die Gemeinschaft, in der wir und durch die wir leben. Wir vergaßen das Opfer.



Der Wachsbrief aus Zinten

Der Mensch hat ein Hobby, oder das Hobby hat den Menschen. Es kommt darauf an, wie stark er mit dem Herzen beteiligt ist. Der Mensch, der kein Hobby hat, wählt sich eines, oder ein noch nicht verankertes Hobby wählt sich den Menschen. Es kommt darauf an, wie stark die Notwendigkeit ist, daß es gewählt werde. Wenn man zur nicht mehr ganz jungen Generation gehört, wie unser seit 1949 in der Hauptverwaltung tätiges Fräulein M. N., dann mag man jahrzehntelang kaum Veranlassung gehabt haben, über das seltsame Wort „Hobby“ überhaupt nachzudenken. Bis man auf einmal selber eines hat, ganz unbeabsichtigt, aus dem Nichts geboren, einem Brief entwachsen, den man als Ostpreußenflüchtling etwa vor sechs Jahren an ebenfalls aus Ostpreußen geflüchtete Bekannte schrieb, aus Zeitnot und um der überall gewünschten Ausführlichkeit willen mit drei bis vier Durchschlägen.

In diesem Brief stand so viel über die gemeinsame Heimat Zinten, eine halbe Bahnstunde von Königsberg gelegen, und über gemeinsame, wiedergefundene, hier und dort ansässig gewordene Bekannte, daß mehr als ein Empfänger berichtigte: „Ich habe Deinen Brief der und jener Familie zum Lesen gegeben, und sie baten, ob sie ihn noch weiterleiten dürften. Wenn es möglich ist, mache doch nächstesmal ein paar Durchschläge mehr.“

Gleichsam über Nacht waren also aus den drei bis vier Durchschlägen deren zwölf bis sechzehn geworden, und das ließ sich kurz vor Weihnachten nicht mehr schaffen. Was tun? Rat einholen und um der guten Sache willen unerwartet schnell Unterstützung und praktische Hilfe finden: Der in so vielen Exemplaren gewünschte Adventbrief an die Zintener wurde auf Matrize geschrieben und zwanzigmal abgezogen.

Viele beantworteten ihn,

an die er gar nicht geschickt gewesen war, und zu Ostern war es besser, gleich sechzig Abzüge einzuplanen, auch zu vermerken, daß mit dem nächsten Zinten-Brief erst wieder zu Weihnachten zu rechnen wäre.

Fräulein M. N. und ihre bekannten und unbekannten Briefpartner (heute sind es 120) gewöhnten sich an den Turnus Advent und Ostern, und mancher Abkomme der zahlreichen, bei uns schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts tätig gewordenen Ost- und Westpreußen mag durch irgendwelche heimatlich gespeisten Nachrichtenkanäle erfahren haben, daß sich bei uns auf der Hütte so etwas wie eine ostpreußische Zentrale für Heimat und Herz aufgetan hat, eine allerletzte Mög-

lichkeit, Verloren- oder Verschollengeglaubten noch einmal nachzufragen.

Denn das ist es, was diesen so absichtslos geschriebenen Freundschaftsbrief für unerwartet viele Menschen wertvoll, wichtig und hilfreich gemacht hat: Es standen Namen darin und Adressen und Schicksale und Nachrichten von Leben und Sterben, von Heirat und Geburt. Es waren Daten vermerkt, an denen altehrwürdige, allen Zintener (Klein-)Stadtkindern vertraute Männer und Frauen ihren 70., 80., 85. und 90. Geburtstag feiern würden, an neuem Ort. Und man schrieb ihnen. Man fand goldene Hochzeiten rechtzeitig vermerkt, und man wünschte Glück. Fragen wie „Wo ist?“, „Wer weiß?“, „Kennt jemand?“ wurden beantwortet, und zwölfjähriges Suchen von Freunden oder Freundinnen, die vielleicht nur wenige Bahnkilometer voneinander entfernt ein neues Leben aufgebaut hatten, fand ein glückhaftes Ende. Und:

Schwergetragenes Leid um den Verlust der Heimat,

um den ganz persönlichen Kummer, der hingenommen werden mußte, wird um ein wenig leichter, wenn man andere fragen hört: „Warum mußte meine Mutter von ihren Bekannten in einer Scheune einsam zurückgelassen werden und verbluten? Warum mußten meine Kinder verhungern? Warum hing man jenes Mädchen an einem Baume auf mit dem Plakat um den Hals, „Ich habe geplündert“, wo doch so viel lag und verdarb?

Da wird an ein hohes, schwarzes Marmorkreuz auf einem Dorffriedhof in der Nähe von Zinten erinnert, das auf einer Seite Namen und Daten eines jungen Bauernsohnes eingegraben trägt, und auf der anderen das Wort „Warum?“ Sein Vater zerbrach an dieser Frage und löschte sein Leben aus. Die Zintener und die anderen Ostpreußen und alle Flüchtlinge, die nach Wagnis und Fährnis der Flucht und nach dem kargen Beginn in dem fremden Irgendwo ihre Wurzeln in neuen, gewählten oder zugeteilten Heimatboden gesenkt haben, suchen nach einer freundlicheren, tapfereren, noch schwerstes Schicksal bejahenden Antwort auf diese bohrende, quälende und nur durch gläubige Ergebung zu stillende Frage nach dem Warum. Wenn 1958 etwa 80 Familien durch den Wachsbrief erfuhren, daß die sechsköpfige Familie ... aus Kuyschen durch Umsiedlung aus dem polnischen Gebiet bei den Kindern in Mitteldeutschland eingetroffen ist und daß wegen Krankheit der Mutter der Anfang besonders schwerfällt, dann dürfen wir sicher sein, daß mancher sich die Anschrift von Fräulein

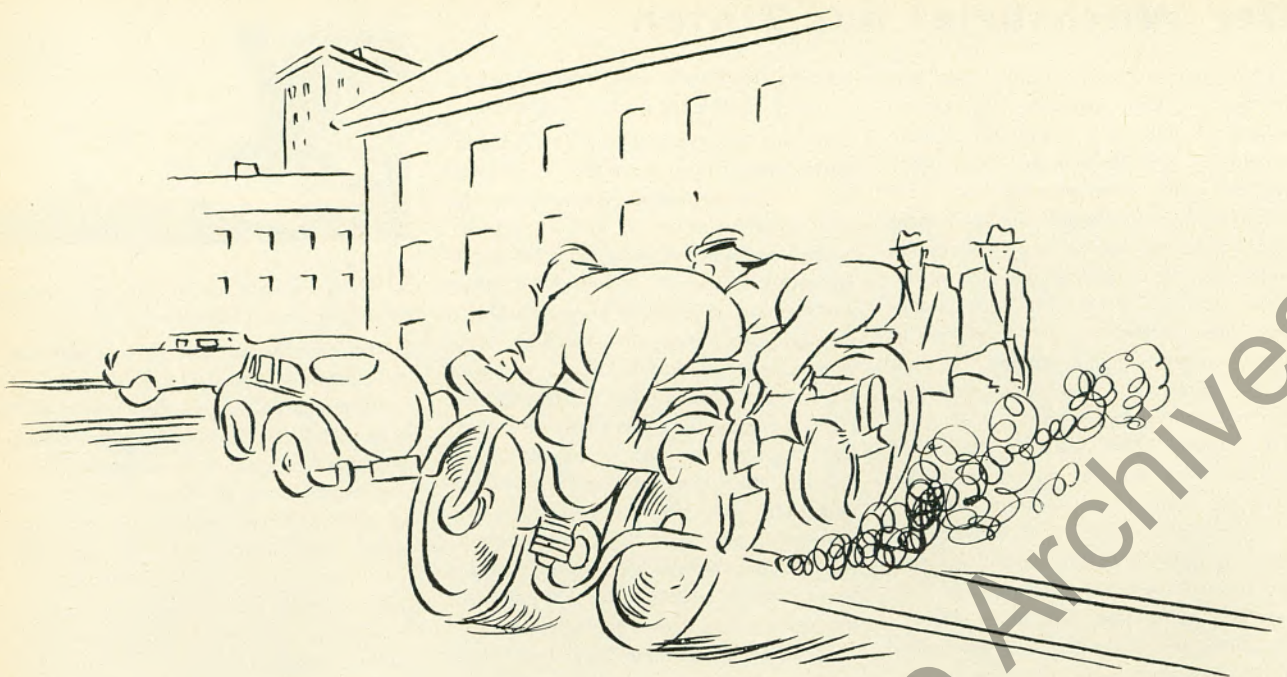


M. N. hat geben lassen, um ein Liebesgabenpäckchen zu schicken.

Solche Einzelheiten können ja nicht alle im „Ostpreußenblatt“, dem Organ der Landsmannschaft Ostpreußen, stehen, auch nicht detaillierte Berichte aus Zinten wie: „Wo das schon früher abgebrannte ‚Deutsche Haus‘ stand, befindet sich jetzt ein weitläufiges Barackenviertel. Es reicht fast bis zur Post. Verschwunden ist das Waldschloß. Das Denkmal in der Promenade zum Bahnhof existiert nicht mehr. Die Pfarrkirche mit ihrem wuchtigen Turm soll stark beschädigt und der Damm an der Stradick soll schon zweimal gebrochen sein. Auch die Seifenfabrik, die Meierei und die anderen kleinen Firmen bestehen nicht mehr. Die Mühle ist nicht mehr in Betrieb. Zinten ist für Leben und Arbeit tot.“

In der Erinnerung der Zintener aber ist Zinten lebendig. Beim Lesen der Menschengeschicke erstehen vor ihnen Nemritten und Bombitten, Zinten Abbau, die Ma-raunerstraße und die Brotbänkenstraße, die Wasserstraße und die Tuchmacherstraße, die Kirchenstraße, aus der Frau Gertrud schrieb: „Ob Sie sich noch meiner erinnern? Ich habe viel in der Ecke mit Ihrer Schwester, mit Friedel und Gretel vom Bäcker W. gespielt.“

Sie sehen das „Schuhgeschäft Feuerabend am Markt“ vor sich, wenn eine ehemals dort als Verkäuferin tätige Zintenerin sie grüßen läßt, und das frische Gesicht „unserer ehemaligen Gemeindeführerin“ ersteht vor ihnen ebenso wie das Antlitz ihres Pfarrers von Grot, der, auch in Dortmund ansässig geworden, Fräulein M. Ns. letztem Brief eine Osterbotschaft anfügte. So kann Heimatliebe auf dem Umweg über eine zufällig anmutende Freizeit-ausfüllung zum Lebensinhalt werden. Denn mit der Niederschrift des immer umfangreicher werdenden Briefes zu Advent oder zu Ostern ist es nicht getan: Aus jedem Antwortbrief das Wichtigste an Frage oder Antwort oder Datum oder Hinweis oder Adresse zu notieren, Empfänger untereinander zu vermitteln, jeden zu berücksichtigen und keinen auszulassen, das erfordert manches Opfer an Kraft, Zeit und auch an dem sich summierenden Porto. „Niemand beneidet mich um die Arbeit, die dieser Brief mit sich bringt. Aber zuerst kommt das Freude-machen-Wollen.“ Und das Herz hängt daran.



Moped und Straßenverkehr

Wer, lieber Leser, würde sich nicht freuen beim Anblick dieser formschönen, lack- und chromfunkelnden Dinger, die hübsch aufgereiht in den einschlägigen Fachgeschäften unserer Städte zu sehen sind. Ein interessierter Betrachter neben mir meinte lakonisch, seines Erachtens wäre die Entwicklung des Mopeds der größte technische Fortschritt der letzten fünfzig Jahre nach der Hahnschen Kernspaltung. Mag diese Feststellung auch übertrieben sein, so läßt sich doch nicht leugnen, daß dieses kleine, unscheinbare Fahrzeug die Entwicklung des Straßenverkehrs stark beeinflußt hat. Billig in Anschaffung und Unterhalt, bequem im Keller oder Hausflur unterzubringen, ist es zum Verkehrsmittel breiter Volksschichten geworden. Ob im Berufs- oder Straßenverkehr, erfreut es sich ständig steigender Beliebtheit, und der Mann fortgeschrittenen Alters, der bisher den Weg zu seinem Arbeitsplatz mit Fahrrad zurücklegen mußte, erfreut sich jetzt an der Kraft seines kleinen Motors, der es ihm ermöglicht, Steigungen, die er bislang fluchend und keuchend hinauftrampeln mußte, spielend zu bewältigen.

Aber „wo Licht ist, ist auch Schatten“, sagt ein bekanntes Sprichwort, und der Schatten, der hier zu beleuchten wäre, ist das Problem Jugend. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß das größte Kontingent der

Benutzer dieses beliebten Verkehrsmittels von Jugendlichen gestellt wird.

Das Verhalten unserer mopedfahrenden Jugend im Straßenverkehr ist es wert, psychologisch gedeutet zu werden. Mit einem 48-ccm-Motor zwischen den Beinen, der immerhin ein Stundenmittel von 50 bis 60 km entwickelt, läßt sich schon was anfangen, und wo wäre der junge Mensch, der dies nicht zu schätzen wüßte.

Vererbt sich nun so ein fahrbarer Untersatz vom Vater auf den Sohn, verändert er innerhalb kürzester Frist sein Äußeres durch die Montage eines Sitzkissens, das an die Stelle des profanen Sattels tritt. Durch Drehung des Lenkers um 180 nach vorn ist es dem Fahrer nun möglich, sein Schwergewicht weitgehendst nach hinten zu verlagern und so in der Art von Motorradrennfahrern am Verkehrsgeschehen teilzunehmen. Werkspsychologen der Herstellerfirmen haben sich anscheinend mit dieser jugendlichen Eigenart sehr eingehend beschäftigt. Sie kommen den Wünschen ihrer Hauptkäufergruppe weitgehendst entgegen und liefern ihre Fahrzeuge mit Rennlenkern, Renntanks, Sitzkissen und hochgezogenem Auspuffrohr.

Das enfant terrible des Straßenverkehrs, der Radfahrer, der bekanntlich an allem schuld war, muß nun diesen zweifelhaften Ruhm mit seinem Kollegen auf dem Moped teilen, der geradezu prädestiniert zu sein

scheint, die Abwicklung des Verkehrs ungünstig zu beeinflussen, sei es durch Unkenntnis der Straßenverkehrsordnung oder durch die Unzulänglichkeit seines Fahrzeugs, dessen Temperament er in vielen Fällen nicht gewachsen ist. Das rechtzeitige Anzeigen der Fahrtrichtungsänderung oder richtiges Einordnen sind Dinge, die nicht allzuoft zu beobachten sind. Charakterliche Qualitäten, Umsicht und Sicheinfügen müssen Eigenschaften eines vorbildlichen Verkehrsteilnehmers sein, aber wo wäre der Junge, der all diese schönen Tugenden auf sich zu vereinen wüßte, die sich erst im vorgeschrittenen Lebensalter herauskristallisieren. Gehen wir also mit unserer mopedfahrenden Jugend nicht zu hart ins Gericht. Ermahnen wir sie zur Vorsicht und Rücksichtnahme, zu ihrem und zum Nutzen aller Verkehrsteilnehmer.

Ein Hoch dem braven Manne, der sein motorisiertes Zweirad mit Umsicht und souveräner Ruhe durch den Verkehr bewegt. Ihm ist dieses kleine, schnelle und wendige Fahrzeug zum lieben Freund geworden. Er hat an dem schlechten Ruf seiner Kollegen von der gleichen Fakultät keinen Anteil und weiß sich auf unseren bundesdeutschen Straßen zu benehmen. Hoffen wir es von unseren jugendlichen Freunden auch.

H. K.

Haben Sie bitte keine Angst, ich würde nicht gleich am ersten Tag Ihre Abteilung auflösen oder zwei neue gründen. Aber ich hätte da so ein paar kleine Änderungen vor, zum Beispiel:

Ich würde vor allem am Telefon immer laut und deutlich meinen Namen nennen, damit das Mädchen am anderen Ende der Leitung nicht wieder meint, diese sonore Stimme gehöre Dieter Borsche oder Clark Gable.

Als erste Amtshandlung würde ich alle Unterschriftsmappen im Hause persönlich einsammeln und dann mit Goldtusche die Worte draufpinseln: „Tu's bitte gleich!“ (Meine Schublade würde klemmen vor der Fülle freiwilliger Dankschreiben von weiblicher Hand.)

An Tagen, an denen der Büroseggen schiefhängt und das Betriebsklima ausgesprochen gewitterschwül ist, nagelte ich an meine äußere Bürotür eine große Tafel mit der Aufschrift „Vorsicht, heute Hoch-

ist doch ein feiner alter Knochen!“, dann würde ich mir diesen Satz aufschreiben, den Zettel in meine Brieftasche versenken und jedesmal rausholen und laut lesen, wenn mich einer — trotz der Anrede „Mein hochverehrter Herr Direktor“ — mal wieder mordsmäßig geärgert hat. Wenn mir ein Mitarbeiter zur Beförderung vorgeschlagen würde mit der Begründung: „Herr Tüchtig hat seit Beendigung seiner Lehrzeit täglich mindestens drei Überstunden geleistet“, dann würde ich erstmal ganz harmlos fragen: „Und was hat er in der normalen Arbeitszeit getan?“ Von der Antwort hinge allerhand ab.

Ich würde häuslichen Ärger vor Dienstbeginn in den Küchenherd und betrieblichen Ärger vor Dienstschluß in den Papierkorb werfen, glücklich, daß ich zwei Mitarbeiter habe, die schweigend alles schlucken.

Ich würde im Einvernehmen mit dem Betriebsrat die Betriebsordnung um ein Blatt

WENN ICH EINMAL DIREKTOR WÄR...

spannung! Zutritt auf eigene Gefahr!“ Weil aber kein vernünftiger Mensch ausgerechnet im Zimmer seines Chefs Selbstmord begehen will, hätte ich einen ganzen, schönen, langen Tag Ruhe zum Arbeiten. Wenn am Freitag kurz vor fünf die Königin von Tahiti zu einer kurzen Besprechung über die Entwicklung der Exportfrage seit 1798 zu mir käme, dann sagte ich zu meinem Assistenten: „Lieber Müller, gehen Sie ruhig heim. Nach der Sitzung gehe ich mit Majestät noch einen heben, da wird es vielleicht etwas spät.“ Dasselbe gilt natürlich auch, wenn der Großhändler Gschaffelhuber oder der Arbeitsverlängerungsrat Dr. Oberwichtig käme.

Über meinem Schreibtisch hinge schön gerahmt der Satz: „Schont die Zugtiere!“ Wenn jemand wissen möchte, was dieser Satz an dieser Stelle zu bedeuten hat, der frage meine Sekretärin. Die weiß es. Wenn mal einer meiner Mitarbeiter einen ganz großen betrieblichen Bock geschossen hätte, dann würde ich mir den Knaben vorknöpfen und ihm unter vier Augen den Rost abkratzen. Wenn mal einer meiner Mitarbeiter eine gute betriebliche Neuerung oder Verbesserung ausgetüftelt hätte, dann würde ich ihm im Beisein seiner fünf besten Feinde ein paar nette, anerkennende Worte sagen. Dabei hielte meine linke Hand einen länglichen, geschlossenen Umschlag umklammert. Denn das ist so dekorativ.

Sollte ich zufällig einmal mithören, wie ein Lehrling zum anderen sagt: „Du, der Nebukadnezar (das ist mein Spitzname)

bereichern, das ich bis heute schmerzlich vermißt habe. Hier ist sein Wortlaut:

Zum Ritter wird man geschlagen —
Zur Schönheitskönigin wird man gewählt —
Zum Direktor wird man bestellt —

Zum „guten Kollegen“ kann man weder geschlagen noch gewählt noch bestellt werden. Es ist der unbezahlteste, aber höchste Titel, den ein Betrieb zu vergeben hat. Aber er ist sehr schwer zu bekommen, denn weil ihn niemand von oben runter verleihen kann, muß man ihn sich von unten rauf verdienen.

Gute Kollegen sind die Seele eines Unternehmens.

Wer Näheres über sie wissen möchte, der frage den Portier, den Boten und den Kassierer. Das sind die Profis unter den betrieblichen Menschenkennern, weil sich vor ihnen auf die Dauer niemand verstellen kann.

Der Arbeitgeber verpflichtet sich hiermit, nie einen schlechten Kollegen zu seinem Vertrauten oder Ratgeber zu machen. Die Arbeitnehmer verpflichten sich hiermit, einem schlechten Kollegen sanft, aber nachdrücklich alle Ecken abzuschleifen, bis er in den Betrieb hineinpaßt.

(Ende der Betriebsordnung)

PS:

Ich habe soeben mit Schrecken festgestellt, daß ich die falsche Überschrift gewählt habe. Es muß natürlich heißen: „Wenn ich einmal ein Englein wär“ ...“

Grete Hafner

Sozialarbeit bei Eisen und Stahl

Der Ausschuß für Sozialwirtschaft der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie legt soeben seinen Jahresbericht 1958 vor, dem wir entnehmen:

Das Jahr 1958 wird von der Eisen- und Stahlindustrie der Bundesrepublik als ein mit vielen Sorgen belasteter Zeitraum betrachtet werden müssen. Die Erzeugung ist niedriger als in den beiden vorangegangenen Jahren 1957 und 1956 gewesen. Die Absatzbedingungen haben sich auf den Innen- und Außenmärkten verschlechtert. Diese Entwicklung hat im Laufe von 1958 ihre Auswirkungen auch auf die Beschäftigtenzahl gehabt, die Gesamtbelegschaft verringerte sich bis zum 31. Dezember 1958 um 15111 Beschäftigte.

Im Zusammenhang mit dieser Belegschaftsverminderung sind soziale Probleme aufgetaucht, wie es sie seit dem letzten Krieg nicht gegeben hat. Sie zu lösen, ist zunächst allein Aufgabe der betroffenen Unternehmen gewesen, und gerade hier ist auch sozialwirtschaftlich mit allen möglichen Mitteln versucht worden, schwerwiegende Schäden zu verhüten. Darüber hinaus sind auf überbetrieblicher Ebene Schritte unternommen worden, die größere Härten für die arbeitenden Menschen vermieden haben.

Eine lebendige Sozialpolitik

muß sich ständig mit der Anpassung und Umwandlung der sozialen Tatbestände auseinandersetzen. Zeiten mit einem verlangsamten Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung geben außerdem besonderen Anlaß, sich auf Form, Inhalt und Grenzen sozialpolitischer Tätigkeit zu besinnen. Sozialpolitik darf kein Selbstzweck sein. Ihre Aufgabe ist und bleibt vor allem, dem im Spannungsfeld von Wirtschaft und Technik stehenden Menschen durch gezielte, ordnende und ausgleichende Maßnahmen zu helfen.

Die Grenze der Sozialpolitik

liegt in einer freiheitlichen Gesellschaft dort, wo die Selbstverantwortung des einzelnen Menschen beginnt. Die Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Bevölkerung hat dazu geführt, Selbstbewußtsein, Verantwortungsbereitschaft und das Gefühl der Menschenwürde weiterzuentwickeln. In diese erweiterte persönliche Sphäre darf weder der Staat noch das Unternehmen hineinreglementieren. Im Gegenteil, beide sollten bemüht sein, diesen Bereich individuellen Lebens nach Kräften zu fördern und damit den vielfältigen, negativen Erscheinungen der Massengesellschaft ein wirksames Gegengewicht zu geben.

Wie in allen anderen Bereichen vernünftigen Handelns, gilt auch für die Sozialpolitik der

Grundsatz, das rechte Maß zu finden.

Dabei ist es im Interesse einer stetigen Sozialpolitik — unabhängig von der jeweiligen wirtschaftlichen Situation — notwendig, in

gewissen Zeitabständen die Rangordnung der verschiedenen sozialpolitischen Zielsetzungen neu festzulegen und den zweckmäßigen Einsatz der Mittel zu überprüfen. Erst dadurch wird es möglich, den Sinn aller sozialpolitischen Arbeit zu erfüllen, die Voraussetzungen für eine gerechte soziale Ordnung mitzuschaffen, in der sowohl die persönliche Entfaltung des Menschen als auch die Übernahme des Schutzes in Notfällen durch Unternehmen und Gesellschaft garantiert sind.

Die sich im Jahre 1957 abzeichnende Tendenz, die sozialwirtschaftliche Arbeit von

überholten Maßnahmen und Einrichtungen

zu befreien und sie den geänderten Verhältnissen anzupassen, hat sich im Berichtsjahr fortgesetzt. Die Umwandlung vollzieht sich über einen längeren Zeitraum, wodurch gleichzeitig gewährleistet wird, daß plötzliche Störungen der Sozialarbeit vermieden werden. Außerdem ist in einigen Fällen das Beharrungsvermögen an überlieferten Einrichtungen so groß, daß sich trotz guten Willens erst langsam eine Änderung anbahnt.

In der Öffentlichkeit wird zuweilen die Meinung vertreten, daß mit dem Nachlassen der wirtschaftlichen Entwicklung auch die Aufwendungen für den arbeitenden Menschen spürbar gekürzt werden. Das ist jedoch für die überbetriebliche sozialwirtschaftliche Tätigkeit nicht zutreffend. Selbstverständlich wird in wirtschaftlich schwächeren Zeiten sorgfältiger gerechnet. Hierzu gehört auch, daß die Ergebnisse der Rationalisierung, wie in jedem anderen Bereich, berücksichtigt werden. Entscheidend wichtig bleibt aber, daß sozialwirtschaftliche Maßnahmen und Einrichtungen grundsätzlich nicht im Auf und Ab der Wirtschaft schwanken dürfen. Sie sind weder Blüten der Konjunktur noch notwendiges Übel der Krise, sondern fester Bestandteil jeder fortschrittlichen Unternehmensführung.

Der Ausschuß für Sozialwirtschaft

hat die Aufgabe, innerhalb der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie die gesamte sozialwirtschaftliche Arbeit zu lenken, zu koordinieren und zusammenzufassen. Sie umschließt die Beschäftigung mit allen wesentlichen Problemen, denen sich der Mensch im Arbeitsleben gegenüber sieht. In diesen Bereich gehören nicht die Tarifpolitik, das Arbeitsrecht und die zusätzliche Alterssicherung der Belegschaftsmitglieder.

Berufsausbildung

Der Fachausschuß berät und unterstützt die Mitgliedswerke bei der Aus- und Fortbildung des Hüttenarbeiternachwuchses, der Lehrlinge für Unterhaltungsbetriebe, der Industriekaufmanns-

lehrlinge und bei der Erwachsenenbildung. Ihm obliegt weiter die Durchführung von überbetrieblichen Zwischenprüfungen des kaufmännischen Nachwuchses, von Fortbildungslehrgängen für Meister und Meisteranwärter in Hüttenbetrieben und von Ausbildern in Lehrwerkstätten, Lehrrechen und Betrieben. Zu den Aufgaben des Fachausschusses gehören außerdem die Koordination von Fortbildungsmaßnahmen auf Spezialgebieten, die Schaffung von Ausbildungsunterlagen und die Information der Ausbildungsleiter über aktuelle und grundsätzliche Fragen der Berufsausbildung sowie die Zusammenarbeit mit allen Stellen, die für diese Aufgaben und Arbeiten zuständig oder daran interessiert sind.

Arbeitsstudien, Arbeits- und Leistungsbewertung

Der Fachausschuß hat die Aufgabe, die Methoden der Entlohnung (nicht die Lohnhöhe) zu untersuchen, neue Grundlagen hierfür zu schaffen und diese in geeigneter Form und Weise der Praxis nahezubringen. Im Vordergrund stehen hierbei die analytische Arbeitsbewertung für Lohn- und Gehaltsempfänger und die Grundlagen der Leistungsentlohnung. Zur Zeit wird vornehmlich an der Verfeinerung gearbeitet.

Arbeitssicherheit, -medizin und -psychologie

Aufgabe dieses Fachausschusses ist es, Grundsatzfragen der Arbeitssicherheit, der Arbeitsmedizin und der Arbeitspsychologie zu entscheiden, die sich unmittelbar aus der industriellen Praxis und den Überlegungen der Arbeitsausschüsse, der Arbeitsgemeinschaften und der Arbeitskreise ergeben. Arbeits- und sozialwirtschaftliche Forschungen, deren Berücksichtigung für die Arbeitssicherheit, -medizin und -psychologie von besonderer Bedeutung ist, werden angeregt, ihre Ergebnisse besprochen und gegebenenfalls mit erläuternden Empfehlungen den Mitgliedswerken weitergegeben.

Wohnungsbau

Im Vordergrund der Aufgaben stehen alle Fragen der Finanzierung von Wohnungsbauvorhaben der Mitgliedswerke. Für das Schwerpunktprogramm zur Förderung des Wohnungsbaues für Belegschaftsmitglieder der Eisen- und Stahlindustrie im Lande Nordrhein-Westfalen unterbreitet der Fachausschuß dem Minister für Wiederaufbau Vorschläge für die Bereitstellung und Aufteilung von öffentlichen Mitteln zur Wohnungsbauförderung. Der Fachausschuß ist außerdem zuständig für alle Stellungnahmen zu Gesetzen, Verordnungen und deren Vorbereitung, für die Erteilung und Auswertung von Forschungsaufträgen auf dem Gebiet des Stahlarbeiter-Wohnungsbaues und für statistische Erhebungen im besonderen über Wohnungsbedarf und Bauleistungen. Schließlich wirkt der Fachausschuß bei der Verwendung von Stahl im Wohnungsbau beratend mit.

Sozialstatistik

Die Geschäftsführung unterrichtet im Auftrage des Fachausschusses die Mitgliedswerke in regelmäßigen Abständen über die Entwicklung des Beschäftigtenstandes, die Zusammensetzung der Belegschaft nach Betrieben und Berufsgruppen, über die Arbeitszeit und die Ausfallstunden, über den Altersaufbau und über den Stand der Anwendung der analytischen Arbeitsbewertung in den Mitgliedswerken der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie. Aufgabe des Fachausschusses ist es außerdem, die Sozialstatistiken im Bereich der Eisen- und Stahlindustrie zu vereinheitlichen und zu vereinfachen. Diese Arbeiten vollziehen sich in enger Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt, den statistischen Stellen der Bundesministerien, der Länder und den entsprechenden Gremien der Wirtschaft.

Betriebliche Sozialarbeit

Der Fachausschuß betrachtet es als seine besondere Aufgabe, die Praxis betrieblicher Sozialarbeit in den Mitgliedswerken zu beobachten, zu erörtern und im Rahmen der gesamten Sozialwirtschaft zu beurteilen. Die für dieses Gebiet bedeutsamen Forschungsergebnisse werden dabei berücksichtigt. Aus der Gesamtsicht der Eisen- und Stahlindustrie heraus werden die Stellungnahmen des Fachausschusses erarbeitet und den Mitgliedswerken zugänglich gemacht.

Dem Fachausschuß sind die Arbeitsgemeinschaften der Sozialleiter und der Werkschriftleiter angeschlossen. Die Arbeitsgemeinschaft der Sozialleiter tauscht Erfahrungen über aktuelle Gegenwartsfragen aus dem Bereich der betrieblichen Sozialarbeit aus. In der Arbeitsgemeinschaft der Werkschriftleiter werden in Zusammenarbeit mit der Presseabteilung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie die Gestaltung von Werkzeitschriften und besondere stahl- und sozialwirtschaftliche sowie journalistische Fragen behandelt.

Neuordnung der Hüttenarbeiterausbildung

Die bisher schwierigste Aufgabe des Fachausschusses — die Neuordnung der Hüttenarbeiterausbildung — ist leider auch im Jahre 1958 nicht gelöst worden. Bisher ist weder eine positive noch eine negative Entscheidung in dieser Angelegenheit erfolgt. Das ist um so bedauerlicher, weil in einem so großen und bedeutenden Industriezweig wie der Eisen- und Stahlindustrie die Hüttenarbeiter in unzureichenden Anlernberufen von zweijähriger Dauer ausgebildet werden müssen, während die Produktionsbetriebe nach den neuesten Erkenntnissen der Anlagentechnik eingerichtet und damit die Arbeitsanforderungen höher geworden sind. Einige Mitgliedswerke haben deshalb bereits Notlösungen versucht und die Anlernausbildung betrieblich um ein Jahr verlängert, um die notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten zu vermitteln. Dadurch ergeben sich gegenwärtig schon Unterschiede in der Ausbildung des hüttenmännischen Nachwuchses, die eine spätere Vereinheitlichung erschweren werden.

Erwachsenenschulung

Der Erwachsenenbildung ist in den Mitgliedswerken auch im Jahre 1958 besondere Bedeutung zugemessen worden. Das Fehlen einer systematischen und ausreichenden Ausbildung für die hüttenmännischen Produktionsberufe gibt der Erwachsenenbildung eine besondere Aufgabe. Alle Werke, die zur Teilnahme an Schulungslehrgängen eingeladen hatten, haben eine weitaus größere Anzahl von Anmeldungen erhalten, als zunächst berücksichtigt werden konnten. Es ist daher oft erforderlich gewesen, Parallelkurse einzurichten.

Der Arbeitskreis „Erwachsenenschulung“ des Fachausschusses „Berufsausbildung“ hat für die Grundausbildung in der Erwachsenenbildung einen Rahmenplan ausgearbeitet, der sich auf die Vermittlung der notwendigsten Grundkenntnisse beschränkt. Dieser Rahmenplan soll nach redaktioneller Überarbeitung allen Mitgliedswerken als Unterlage dienen, die sich mit der Erwachsenenbildung befassen.

Analytische Arbeitsbewertung

Die Umfrage des Jahres 1958 über den Stand der Anwendung der analytischen Arbeitsbewertung in den Mitgliedswerken läßt erkennen, daß sie in steigendem Maße von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Es werden 1958 rund 140 000 Arbeiter nach der analytischen Arbeitsbewertung entlohnt. Für weitere 110 000 Arbeiter ist die analytische Arbeitsbewertung zur Lohnfindung in Vorbereitung. Die Gesamtzahl der durch diese Umfrage erfaßten Arbeiter beträgt 278 000; das sind rund 90,8% der Gesamtarbeiterzahl der Mitgliedswerke.

Von den Mitgliedswerken sind als besondere Vorteile, welche die Einführung der analytischen Arbeitsbewertung gebracht hat, genannt worden: Klarheit im Lohnaufbau, einheitliche Ausrichtung des Lohngefüges im Gesamtunternehmen, gute Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Arbeitsplätzen, weniger Auseinandersetzungen in Lohnfragen, keine Lohnschwierigkeiten bei Versetzungen, Anregungen für Verbesserungen durch kritische Betrachtung der Arbeitsplätze und der Arbeitsabläufe.

Vorschläge zur Verhütung von Wegeunfällen

Die von den Berufsgenossenschaften erfaßten Wegeunfälle und Straßenverkehrsunfälle haben sich seit 1950 verdreifacht. Die Arbeitsgemeinschaft der Sicherheitsingenieure in der Eisen- und Stahlindustrie hat sich deshalb mit der Frage befaßt, wie die Sicherheitsingenieure über die Förderung der Unfallverhütungstage 1958 hinaus zu einer Verminderung der Verkehrsunfälle beitragen können.

Hierbei ist u. a. zum Ausdruck gebracht worden, daß nicht nur die Notwendigkeit einer systematischen Verkehrsschulung besteht, sondern auch besondere Veranlassung gegeben ist, die Menschen mehr als bisher von der moralischen Seite her anzusprechen und sie zu einem gesitteten Verhalten im Verkehr zu bewegen. Dieses gesittete Verhalten umfaßt eine allgemeine Erziehung zur Rücksicht, zur Einordnung und zur Hilfsbereitschaft. Die Sicherheitsingenieure schlagen darüber hinaus folgende Maßnahmen vor:

1. Sicherheitsgerechte Planung, Gestaltung und Erhaltung der Verkehrswege und Straßen im Werksgelände, Sicherung der Überwege, der Ein- und Ausfahrten.
2. Sicherheitsgerechte Anlage der inner- und außerbetrieblichen Parkplätze für Belegschaftsmitglieder und Werksbesucher unter besonderer Berücksichtigung der Ein- und Ausfahrten.
3. Wirkungsvolle Aufstellung oder Anbringung verkehrsordnender Mittel (Schilder, Ampeln, Warnlichter, Straßenmittelstreifen, Kennzeichnung der Fußgänger- und Radfahrwege).
4. Eignungsuntersuchungen der Fahrer aller betriebseigenen Fahrzeuge.
5. Periodische Kontrolle aller Kraft- und Transportfahrzeuge des Unternehmens laut Kontrollbuch durch Sachverständige.
6. Systematische, laufende Schulung aller Fahrer betriebseigener Fahrzeuge. Besondere Schulung des Personals von Werksbahnen.
7. Schulung und Prüfung von Fahrern gleisloser Flurfördermittel entsprechend den einschlägigen AWF-Blättern.
8. Schulung der Transportarbeiter.
9. Überprüfung der Unternehmerfahrzeuge im innerbetrieblichen Verkehr.
10. Berücksichtigung der allgemeinen und betrieblichen Verkehrsvorschriften in der Sicherheitsschulung, besonders auch für die Jugendlichen. Behandlung von Verkehrssicherheitsfragen in den Werkzeitschriften.

Bei den meisten Werken der Eisen- und Stahlindustrie im Lande Nordrhein-Westfalen besteht nach wie vor ein

ungewöhnlich hoher Wohnungsbedarf

für die Unterbringung ihrer Belegschaftsmitglieder. Im Vordergrund der Aufgaben des Fachausschusses „Wohnungsbau“ hat deshalb die Fortsetzung des Stahlarbeiter-Wohnungsbauprogrammes im Lande Nordrhein-Westfalen gestanden. Zu diesem

Zwecke hat der Minister für Wiederaufbau des Landes Nordrhein-Westfalen für den Bauabschnitt 1958/59 weitere 25 Millionen DM an nachrangigen öffentlichen Wohnungsbaudarlehen zur Verfügung gestellt. Außerdem stehen für die aus diesen Landesmitteln geförderten Wohnungsbauvorhaben besonders günstige erststellige Hypotheken im Gesamtbetrag von 18 Millionen DM bereit, die ebenso wie für die Werke außerhalb des Landes Nordrhein-Westfalen von der Hohen Behörde in Luxemburg anteilig refinanziert worden sind.

Wohnungen fehlen

Eine Ende Januar 1958 abgeschlossene Rundfrage bei den Mitgliedswerken im Lande Nordrhein-Westfalen hat ergeben, daß insgesamt 32666 Wohnungen für Stahlarbeiter fehlen. Von dieser Gesamtzahl sind 19901 Wohnungsuchende als besonders dringliche Fälle bei den Werken registriert.

Eine ebenfalls im Januar 1958 durchgeführte Befragung über die von den Werken erbetene Bereitstellung nachrangiger öffentlicher Wohnungsbaudarlehen hatte zunächst einen Gesamtbedarf von 67533000 DM ausgewiesen. Sie hat durch erhebliche Nachmeldungen einzelner Werke ergänzt werden müssen.

Dem Fachausschuß „Wohnungsbau“ ist es noch weniger als in den Vorjahren möglich gewesen, die von den Werken angemeldeten Wünsche auf Zuteilung von Landesmitteln zu erfüllen, zumal die Gesamtsumme der bereitgestellten Landesmittel niedriger gewesen ist als im Jahre 1957.

Obwohl noch keine genauen Zahlen über die Gesamtsumme der für das laufende Programm aufzuwendenden Werksmittel vorliegen, ist nach vorsichtigen Schätzungen damit zu rechnen, daß die gesamte Summe der Werksmittel für das Stahlarbeiter-Wohnungsbauprogramm des Baujahres 1959 im Lande Nordrhein-Westfalen rund 24 Millionen DM betragen wird. Die Eigenleistungen der Bauträger sind ebenfalls von Fall zu Fall unterschiedlich gewesen. Im Normalfall sind vom Bauträger bei der Finanzierung des Mietwohnungsbaues neben sonstigen Aufwendungen die Kosten für das Grundstück übernommen worden

Wohnungsbau ist dringend

Eine verstärkte Förderung des Neubaus von Familienheimen bzw. Eigenheimen stößt besonders an den Schwerpunkten unserer Industrie — in den Ballungszentren an Rhein und Ruhr — auf große Schwierigkeiten, da im engeren Bereich der Werke kaum für den sozialen Wohnungsbau geeignete Grundstücke vorhanden sind. Andererseits verhindern die in den letzten Jahren erheblich gestiegenen Grundstückspreise vielfach den Ankauf unbebauter Grundstücke, da die hierfür aufzuwendenden Kosten zu einer für den sozialen Wohnungsbau nicht mehr tragbaren Belastung führen würden.

Es wird erheblicher Anstrengungen bedürfen, um all diese Schwierigkeiten zu überwinden. Der Fachausschuß ist der Ansicht, daß es auch bei Aufrechterhaltung des augenblicklichen jährlichen Bauvolumens an den Schwerpunkten der eisenschaffenden Industrie kaum möglich sein wird, im Rahmen des Stahlarbeiter-Wohnungsbauprogrammes den noch offenen Wohnungsbedarf bis zum Jahre 1962 vollends abzudecken.

Die wirtschaftliche Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfalle

Am 26. Juni 1957 hat der Bundestag mit Zustimmung des Bundesrates das „Gesetz zur Verbesserung der wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfalle“ beschlossen.

Sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der betrieblichen Praxis ist dieses Gesetz unterschiedlich aufgenommen worden. Die ersten Auswirkungen, so verschiedenartig sie sich in den Mitgliedswerken gezeigt haben, sind Anlaß für Betrachtungen und Erörterungen im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft der Sozialleiter gewesen.

Nach Erläuterung der einzelnen Bestimmungen durch Sachkenner ist zunächst festgestellt worden, daß das Gesetz der allgemeinen sozialpolitischen Entwicklung gerecht zu werden versucht, in seinen Auswirkungen jedoch die industrielle Praxis vor Schwierigkeiten stellt. Diese ergeben sich nach Ansicht der Sozialleiter u. a. daraus, daß die Bestimmungen hinsichtlich der Karenzlage eine Empfehlung zur 14-Tage-Krankheit sein können. Ein Verzicht auf diese Karenzlage erscheint daher praktischer und wirtschaftlicher.

Als ungerechtfertigt ist bezeichnet worden, daß das Gesetz geringfügige Erkrankungen entsprechend berücksichtigt, schwere Erkrankungen aber außer acht läßt und schwerste Krankheiten nach wie vor der Aussteuerungsgefahr preisgibt. Hierin ist nach Meinung der Sozialleiter dann eine besondere Tragik zu sehen, wenn diese Erkrankungen Folgen sogenannter arbeitsbezogener, als Berufserkrankungen aber nicht anerkannter Ursachen sind. In den Diskussionen über die unterschiedlichen Auswirkungen des Gesetzes auf den Krankenstand ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß, wie die bisherige Erfahrung zeigt, durch wohlwogene innerbetriebliche Maßnahmen ein Mißbrauch des Gesetzes eingeschränkt werden kann.

Sozialproblem der Freizeit

Zu den mit der Arbeitszeitverkürzung in Zusammenhang stehenden menschlichen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen haben im Jahre 1958 maßgebliche Persönlichkeiten aus Regierung, Wissenschaft, Wirtschaft, Wohlfahrtsverbänden und den Kirchen Stellung genommen.

Die Arbeitsgemeinschaft der Sozialleiter hat in diesem Zusammenhang die Frage geprüft, ob es notwendig und erwünscht ist, von der industriellen Unternehmung her die persönliche oder gemeinschaftliche Freizeitgestaltung der Beschäftigten zu beeinflussen. Allgemein wird die Meinung vertreten, daß es falsch ist, die Entwicklung unbeachtet zu lassen. Die Sozialleiter haben darauf hingewiesen, daß „unproduktive“ Freizeit, Langeweile und Überdruß den Menschen ebenso erdrücken können wie ein dauerndes Übermaß an Arbeit.

Es ist als eine echte Aufgabe industrieller Unternehmen bezeichnet worden, den Beschäftigten Anregungen für eine sinnvolle Nutzung der Freizeit zu geben. Dies ist nach den Worten der Sozialleiter u. a. durch Hinweise auf die örtlichen kulturellen und sonstigen Veranstaltungen, durch Förderung entsprechender Einrichtungen an den Wohnorten der Belegschaftsmitglieder und durch Anregung zur Mitarbeit in kulturellen, Wohlfahrts- und Sportvereinigungen möglich. Besonders wertvoll und beispielgebend sind auch wiederkehrende Ausstellungen über das Freizeitschaffen der Beschäftigten.

Über diesen Rahmen hinaus sollte es nach Ansicht der Arbeitsgemeinschaft nicht Aufgabe industrieller Unternehmen sein, unter ihrem Namen eine „Freizeitgestaltung“ der Belegschaftsmitglieder zu organisieren und durchzuführen.

Betriebliche Sozialarbeit in Großbetrieben und in der mittelständischen Wirtschaft

Im Vorjahre hat der Fachausschuß über die lebhaften Diskussionen berichtet, die in Großbetrieben der Eisen- und Stahlindustrie durch Schwerpunktverlagerungen der Aufgaben betrieblicher

Sozialarbeit ausgelöst worden sind. Im Jahre 1958 haben diese Diskussionen eine Erweiterung durch Einwände aus der mittelständischen Wirtschaft gefunden. Hier ist gelegentlich die Meinung vertreten worden, daß von einzelnen industriellen Großunternehmen ein „Sozialluxus“ getrieben würde, der die Entwicklung mittelständischer Unternehmen beeinträchtigen könnte.

Verschiedene Arbeitskreise des Fachausschusses „Betriebliche Sozialarbeit“ haben sich, jeder aus seiner Sicht, mit diesen Vorstellungen befaßt und geprüft, ob und inwieweit sie auf die Großunternehmen der Eisen- und Stahlindustrie zutreffen. Zusammenfassend ist u. a. festgestellt worden:

1. Die zusätzliche Altersversorgung in der Industrie hat durch die Rentenreform an Bedeutung verloren. Statistische Vergleiche zeigen, daß der Unterschied der sozialen Leistungen zwischen Groß- und mittelständischen Unternehmen die Bezeichnung „Sozialluxus“ nicht rechtfertigt.
2. Die von der Eisen- und Stahlindustrie über die gesetzlichen Vorschriften hinaus durchgeführten Maßnahmen zur Gesunderhaltung der Belegschaftsmitglieder finden ihre Begründung in den Eigenarten der Produktion und sind eine soziale und volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Ihre Auswirkungen zeigen sich in den gegenüber den kleineren Unternehmen günstigeren statistischen Vergleichszahlen.
3. Die als Aufgaben betrieblicher Sozialarbeit in der Eisen- und Stahlindustrie neben den Maßnahmen für Gesundheit und Sicherheit herausgestellten Notwendigkeiten sind wegen der fortschreitenden Technisierung im Interesse von Mensch und Wirtschaft unbedingt erforderlich.
4. Der Grundsatz der Eisen- und Stahlindustrie, soziale Einrichtungen, Maßnahmen und Leistungen, die ihren Sinn verloren haben, zugunsten notwendiger Maßnahmen und Leistungen einzuschränken oder abzuschaffen, zeigt die Beweglichkeit betrieblicher Sozialarbeit.
5. Die bisher in Fällen echter Not oder zur Förderung Begabter gewährten Individualbeihilfen halten sich in engen Grenzen und sollten nicht eingeschränkt werden.

Die sozialwirtschaftliche Arbeit

Im Bereich der Eisen- und Stahlindustrie hat trotz der verlangsamten wirtschaftlichen Entwicklung gute Fortschritte gemacht. Sie hat sich weiter von überholten Maßnahmen und Einrichtungen gelöst und den gezielten Einsatz ihrer Mittel zum Nutzen der Belegschaften überprüft.

Der Ausschuß für Sozialwirtschaft steht schon mitten in der Arbeit des Jahres 1959. Die Vorschläge zu einer gerecht empfundenen Leistungsentlohnung werden voraussichtlich bis zum Ende des Jahres 1959 vorliegen. Kataloge über folgende Themen sind in Arbeit: Unfallursachen; medizinisch-psychologische Eignungsuntersuchungen für Hüttenarbeiter; psychische Berufsanforderungen für kaufmännische Lehr- und Anlernberufe. Die Bemühungen um den Wohnungsbau für Belegschaftsmitglieder der Eisen- und Stahlindustrie werden verstärkt, da noch ein großer dringender Bedarf besteht. Schließlich soll im Jahre 1959 eine umfassende Darstellung der Formen betrieblicher Sozialarbeit unter Verwendung statistischer Unterlagen vorbereitet werden. Niemand kann voraussehen, welche weiteren Aufgaben und Probleme noch zusätzlich zu lösen sein werden. Gleichgültig, ob alte oder neue Fragen behandelt werden müssen, gilt für die Arbeit des Ausschusses für Sozialwirtschaft der Grundsatz: Das natürliche Verlangen nach Sicherheit darf nicht mit der Preisgabe der Freiheit und Menschenwürde erkaufte werden.



Jetzt wird es aber auch Zeit, sich an die Ausarbeitung zu machen — oder einfach den Leiter unseres Vorschlagswesens, Dipl.-Ing. Sondermann, Kaliberwalzwerke (Werkruf 4737), anzurufen und mit ihm gemeinsam die Auswertung der Idee zu überlegen. Im übrigen: Überall hängen unsere Briefkästen, denen du deinen Vorschlag vertrauensvoll übergeben darfst. Übrigens auch: Eine gute Idee bringt gutes Geld. Und „Geld lacht“, sagt ein altes Sprichwort.

....die Idee für den neuen
**VERBESSERUNGS—
 VORSCHLAG!**

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Karl-Heinz Uhlott, Elektrotechnische Abteilung: Der vorgeschlagene und selbstgebaute neue Meßwagen ist für die Kaltbandzerteilanlage I im Kaltwalzwerk eingesetzt. Die frühere Anlage benötigte allein für die Inbetriebnahme etwa $\frac{3}{4}$ Jahr. Trotzdem konnte die Genauigkeit der Längen, die eine Toleranz von ± 1 mm haben sollte, auf allerhöchstens ± 3 mm eingestellt werden. Normalerweise lief die Anlage jedoch mit einer Toleranz von ± 5 mm. Außerdem mußte die Geschwindigkeit des Bleches während des Schneidens, die 75 m betragen sollte, auf 45 m herabgesetzt werden, um überhaupt zu der Toleranz von ± 5 mm zu kommen. Bei dem neuen Meßwagen kann konstant mit ± 1 mm Toleranz geschnitten werden. Außerdem sind keine komplizierten Einstellungen mehr nötig. Der Wagen ist gegenüber dem früheren unabhängig von der Dicke des Bleches. Zusätzlich wird durch den neuen Meßwagen eine Unfallquelle ausgeschaltet.

Josef Köhler, Maschinenabteilung: Beim Abschalten der drei Sinterbrunnenpumpen, die je 750 cbm/h fördern müssen, treten jedesmal erhebliche Rückschläge in der Rohrleitung auf, wodurch die Ventile stark leiden und die Fundamente der Rohre erheblich in Mitleidenschaft gezogen werden. Durch den Einbau der vorgeschlagenen Rückschlagklappenrückholfeder sind diese Zerstörungen weitgehend vermieden worden.

Franz Walker, Elektrotechnische Abteilung: Durch die durchgeführte Änderung der Kranschaltung am Kran in der Ringglühe des Kaltwalzwerkes sind die Störungen an diesem Kran vermindert worden.

Ernst Steffens, Maschinenabteilung: Bisher mußten die Klappen am Ofenkopfhochofen von Hand geöffnet werden, wenn der Betrieb dies erforderte. Es bestand immer die große Gefahr, daß das austretende Gas plötzlich zündete und die Bedienungsleute hierbei verletzt wurden. Durch die Anbringung einer kleinen Handwinde kann die Klappe jetzt von einem entfernten Platz aus ohne Gefahr geöffnet werden. Die Einrichtung hat sich seit längerer Zeit bewährt.

Jubilare Juli 1959

50

GEORG GRIMMENSTEIN
Maschinenabteilung

40

OTTO LANZKE
Hochofen

FRANZ OTTERSTEIN
Breitbandwalzwerk

ERWIN BUCHWALD
MA-Hochofen

FRANZ BOHR
Breitbandwalzwerk

WILHELM DANELZING
Mechanische Werkstätten

MAX ALBRECHT
Hochofen

ERNST GRABOWSKI
Hafen Hardenberg

FERDINAND SCHÄFFER
MA-Hochofen

EMIL RYBAK
Kaliberwalzwerke

WILHELM DREHSEN
Eisenbahnwerkstätten

HEINRICH GRAF
Mechanische Werkstätten

RUDOLF STERNEMANN
Hochofen

WILHELM REHPÖHLER
Mechanische Werkstätten

RUDOLF WAGEMANN
Maschinenabteilung

25

MAX ZUR
Energiewirtschaft

MARTIN KUTSCHKA
Sozialwerkstätten

ANTON FETZKE
Maschinenabteilung

PAUL MURCHE
Hochofen

OTTO KIRCHHOFF
Hochofen

Verdienstvolle Mitarbeiter

Hermann Schönfeld, Stahlformerei: Der Vorschlag, für die Halterung der Gießgrubenwandplatten U-förmige Stahlformgußstützen zu verwenden, hat die Haltbarkeit der Gießgruben verbessert. Die Einsparung an Instandsetzungskosten und sonstigen Reparaturen sind fühlbar.

Dieter Tönges, Breitbandwalzwerk: Die bisherigen Kupplungen für die 15-atü-Wasserkühlung der Walzen der Breitbandwalzwerkfertigstaffel waren normale Feuerwehrschräufkupplungen. Diese hielten die Druckstöße beim Anschalten der Kühlung nicht aus, so daß oft empfindliche Störungen des Walzbetriebes eintraten. Die vorgeschlagene Kupplung wurde sofort angefertigt und eingebaut. Sie hat sich eindeutig bewährt und ist für höchste Drücke verwendbar. Der Einbau ist einfach und kann dementsprechend schnell erfolgen. Die Herstellungskosten sind zwar hoch, spielen jedoch gegenüber den jetzt vermiedenen Störungen keine Rolle. Nach und nach soll die Kupplung auch für andere Zwecke bis zu Drücken von 100 atü eingesetzt werden.

August Dey und Adolf Decker, Energiewirtschaft: Der Hochdruckkessel wird seit zwei Jahren elektrisch geregelt. Für die Verbrennung wird eine bestimmte Frischluftmenge benötigt, die sich aus dem Sauerstoffgehalt im Abgas ergibt. Dieser Sauerstoffgehalt wird durch ein Magnosgerät gemessen, das das Brennstoffgemisch regelt. Durch eine Änderung des Gerätes kommt es jetzt nicht mehr vor, daß es durch Flugasche verstopft wird und somit falsche Werte angibt. Die durchgeführte Verbesserung bei der Rauchgasanalyse der Dampfkessel hat sich bestens bewährt.

Albert Jagodzinski, Breitbandwalzwerk: Die Sandrinnen zur Abdichtung der Tief-ofendeckel im Breitbandwalzwerk sind nach dem Vorschlag geändert worden, und es hat sich herausgestellt, daß die Abdichtung wesentlich besser geworden ist, so daß Gas und Reparaturen eingespart werden.



Paul Kettler

Direktor Dipl.-Ing. Paul Kettler vollendete am 27. Juni sein 65. Lebensjahr; er wurde 1894 in Charlottenburg geboren. Schon vor 46 Jahren war er erstmals auf Hoesch tätig: Nach Ablegung der Reifeprüfung Ostern 1913 trat er bei dem damaligen Eisen- und Stahlwerk Hoesch am 1. April als Praktikant der Eisenhüttenkunde im 1. Halbjahr ein.

Herbst 1913 begann er das Studium der Eisenhüttenkunde an der Technischen Hochschule Aachen. In den Osterferien 1914 war er wieder als Praktikant bei Hoesch tätig, und zwar in der Stahlgießerei.

Durch den ersten Weltkrieg wurde sein Studium von August 1914 bis zum Zusammenbruch 1918 unterbrochen. Kettler war Feldartillerist, zuletzt Leutnant der Reserve. Ab Januar 1919 führte er sein Studium an der Technischen Hochschule Aachen fort, legte im April 1921 das Diplom-Examen ab und wurde zunächst

Assistent der Wärmestelle der Rheinischen Stahlwerke in Duisburg-Meiderich.

Bereits am 18. Juli 1923 trat er wieder bei Hoesch ein, und zwar als Assistent im Blechwerk I/II. Am 1. Februar 1927 wurde er zum Betriebschef ernannt.

Vom Herbst 1929 bis Herbst 1930 wurde ihm zusätzlich die technische Leitung der Baroper Walzwerks-Aktiengesellschaft nach Übernahme der Aktienmehrheit durch Hoesch übertragen. 1937 wurde sein Dienstbereich durch die Übernahme der Leitung des Breitbandwalzwerkes erweitert. Am 1. Juli 1943 erfolgte seine

Ernennung zum Betriebsdirektor. Zu seinem Dienstbereich kamen das Spezialblechwalzwerk und im Januar 1944 das Werk Barop.

Ende 1945 wurde er zum Stellvertreter des technischen Vorstandes ernannt, und am 17. März 1955 wurde ihm Prokura erteilt.

In seinen Aufgabenbereich fielen einschneidende Entscheidungen. So mußte das Blechwalzwerk I/II, ein nicht mehr moderner, aber sehr wirtschaftlich arbeitender Betrieb, wegen des Baues der Halbzeugstraße abgebrochen werden.

Das Spezialwalzwerk, das bis zum zweiten Weltkrieg sehr wirtschaftlich gearbeitet hatte, fiel der technischen Entwicklung der Breitbandkaltwalzung zum Opfer.

Die alten Feinblechstraßen in Barop wurden wegen Unwirtschaftlichkeit stillgelegt.

Der erneuerte Teil mußte dem Spiralrohrschweißwerk Platz machen.

Das Stieckelwalzwerk, das erst Januar 1948 den regelmäßigen Betrieb aufnahm und trotz seiner Mängel mit bestem wirtschaftlichem Erfolg gearbeitet hat,

konnte nach Japan verkauft und durch eine moderne halbkontinuierliche

Breitbandstraße ersetzt werden. Mit all diesen technischen Änderungen

war ein erheblicher Wechsel des Tätigkeitsbereiches und der Schwerpunkte der Tätigkeit im Laufe der langen Dienstzeit des jetzt 65jährigen verbunden.

Mögen Direktor Dipl.-Ing. Kettler nach arbeitsreichen und verantwortungsschweren Berufsjahren noch sehr viele wohlverdiente Ruhejahre in bester Gesundheit vergönnt sein.

Es gehört sicherlich nicht zum Alltäglichen, daß aus einer Abteilung in einem Zeitablauf von knapp 7 Monaten gleich vier unterschreibungsberechtigte Männer ihre 25- und 40jährige Werkszugehörigkeit zur Hütte feiern dürfen.

Ernst Schütz, Direktor unserer Einkaufsabteilung, eröffnete am 20. November 1958 mit seinem silbernen Arbeitsjubiläum den Reigen. Ihm schloß sich vier Tage später der Handlungsbevollmächtigte des Rohstoffeinkaufs, Wilhelm Kleine, an, der auf eine ebenfalls erfolgreiche 25jährige Tätigkeit bei unserem Unternehmen zurückblicken konnte. Am 1. Juni d. J. folgte der Handlungsbevollmächtigte des technischen Einkaufs, Carl Horenkamp, mit dem uns eine 40jährige erfolgreiche Werkszugehörigkeit verbindet. Am 15. Juni 1959 war es schließlich dem Handlungsbevollmächtigten des Einkaufs Verbrauchsstoffe, Hermann Möller, vergönnt, 25 Jahre ersprießlichen Wirkens im Bereich der Hoesch-Familie hinter sich zu bringen. In einer Feierstunde wurde jeweils ihr leistungsfreudiges Schaffen im Dienste unseres Unternehmens durch Unternehmensleitung und Betriebsrat gewürdigt.

Des Jubiläums von Ernst Schütz wurde bereits in unserer Werkszeitschrift, Ausgabe Nr. 12, 1958, gedacht.

Wilhelm Kleine ist am 7. Mai 1915 geboren und mit 44 Jahren der jüngste im Kreise der 4 Einkaufsjubilare.

Am 24. November 1933 trat er in die Dienste der Hütte und war vom Beginn seiner Tätigkeit an in der Rohstoffabteilung beschäftigt, so daß er nicht nur ein Werks-, sondern auch ein Abteilungsjubiläum feiern konnte. Er begann seine Tätigkeit in der Rohstoffabteilung als Stenotypist an der Schreibmaschine. Seine beruflichen Qualitäten ermöglichten es, ihn schon bald an verschiedenen Schwerpunkten der Rohstoffabteilung mit Erfolg anzusetzen. Er lernte das für unser Hüttenwerk so umfangreiche und überaus wichtige Gebiet des Erz- und Schrotteinkaufs von der Pike aus kennen und konnte sich auf diese Weise im Laufe der Zeit einen großen Schatz an Erfahrungen erarbeiten. Mit großer Energie und großem Fleiß hat er sich in den vergangenen 25 Jahren zum Leiter der Gruppe Rohstoffe heraufgearbeitet. Er verfügt über englische Sprachkenntnisse, die er sich in seiner Freizeit selbst erarbeitet hat und die für die weltweite Tätigkeit der Rohstoffversorgung unbedingt notwendig sind.

Mit Wirkung vom 2. Januar 1956 wurde W. Kleine Handlungsvollmacht erteilt.

Carl Horenkamp

am 8. Juli 1896 geboren, trat am 1. Oktober 1918 in unsere Dienste. Er wurde zunächst im technischen Büro beschäftigt, wo ihm die Führung der technischen Be-



Von links nach rechts: Hbv. Hermann Möller, Hbv. Wilhelm Kleine, Dr. Ernst Schütz, Hbv. Carl Horenkamp

stellbücher und nach Einrichtung einer Bestellkartei die Bearbeitung derselben sowie die Verfolgung der Liefer- und sonstigen Termine oblagen. Er nahm bald Anteil an der Vorbereitung aller auf dem technischen Sektor zu Bestellungen führenden Betriebsanforderungen. Dabei eignete er sich umfassende Sachkenntnisse auch auf dem technischen Gebiet an und lernte so die Werkstoffversorgung eines großen gemischten Hüttenkonzerns sowohl nach Umfang als auch Bedeutung von Grund auf kennen. Das auf einer so gesunden Grundlage gewachsene Fachwissen ließ die Werksleitung im Zuge einer innerbetrieblichen Organisationsänderung Carl Horenkamp prädestiniert erscheinen, im Januar 1932 in die Einkaufsabteilung für die Beschaffung technischer Bedarfsgüter versetzt zu werden. Er war hier als Gehilfe und Vertreter des Gruppenleiters tätig. Ende Mai 1941 schied Carl Horenkamp freiwillig bei uns aus und wechselte zur Union Rheinische Braunkohlen Kraftstoff Aktiengesellschaft in Wesseling, Bez. Köln, über. Dort blieb er bis zum 31. Januar 1942 und kehrte am 1. Februar 1942 in unsere Einkaufsabteilung zurück. Am 1. Juli 1947 wurde Carl Horenkamp zum Bürovorsteher ernannt, und am 18. März 1948 erhielt er Handlungsvollmacht. In dieser Stellung ist Carl Horenkamp, dem man seine nahezu 63 Lenze beileibe nicht anzusehen vermag, noch heute erfolgreich tätig.

Hermann Möller

geboren am 17. Juli 1909, trat nach Erlangung der mittleren Reife und nach erfolgreichem Besuch der höheren Handelsschule am 15. März 1928 als Lehrling bei der schon damals zum Hoesch-Bereich zählenden und heutigen Firma

Jubilare im Einkauf

Becke Prinz GmbH. ein. Nach der mit dem Prädikat „sehr gut“ bestandenen Gehilfenprüfung erfolgte 1931 seine Versetzung in den Einkauf der Hütte. Von 1933 bis 1937 war er im Vorzimmer des Direktors der Abteilung für Rechts- und Steuerfragen tätig. 1937 wurde er zum Bürovorsteher der damaligen Abteilung Gefolgschaftsfürsorge ernannt. Nach Rückkehr aus dem Kriege wurde ihm kommissarisch die kaufmännische Leitung der Metallwerke Silberhütte GmbH. in St. Andreasberg, einem Konzernwerk, übertragen. Nach Rückkehr des früheren kaufmännischen Leiters dieses Betriebes schied H. Möller im besten Einvernehmen mit dem Hoesch-Vorstand aus dem Hoesch-Kreis aus. Er war vorübergehend als Sachbearbeiter bei einem Elektrizitätswerk in Wolfshagen und dann als kaufmännischer Leiter und Prokurist der Hagener Gußstahlwerke Remy & Co. GmbH., Hagen, tätig.

Am 1. Oktober 1953 kehrte H. Möller wieder zu uns zurück. Er war mehrere Jahre bei der Hoesch Werke AG tätig, wo er sich u. a. mit Fragen der Koordinierung von Konzern-Einkaufsbelangen befaßte.

Am 1. Januar 1957 wurde er mit Handlungsvollmacht in den Einkauf der Hütte versetzt, wo ihm die Leitung der Gruppe Einkauf Verbrauchsstoffe anvertraut wurde. Darüber hinaus betreut er auch das Einkaufssekretariat.

Die Werkzeitschrift möchte sich den vielen Wünschen anschließen, die den Arbeitsjubilaren an ihrem Ehrentage von allen Seiten in so reichlichem Maße zuteil wurden. Hoffen wir, daß Gesundheit und Spannkraft ihnen noch viele Jahre erfolgreicher Mitarbeit ermöglichen helfen.

Flamme empor!



Etwa 5000 Bewohner unseres „Hoesch-Viertels“ hatten sich zu unserer Sonnenwendfeier in den Sport- und Erholungsanlagen eingefunden. Sie wurden von dem Leiter der Sozialabteilung, Wilhelm Steegmann, herzlich begrüßt. Landtagsabgeordneter Josef Smektala, Vorsitzender des Ortsausschusses des Deutschen Gewerkschaftsbundes, führte in seiner Ansprache u. a. aus:

Wir sind hier zusammengekommen, um — wie es bei vielen Völkern seit undenklichen Zeiten Brauch ist — die Stunde zu feiern, die uns den Höchststand der Sonne zeigt. Das Motiv zu dieser Feier wird aber nicht allein durch diese Tatsache gegeben. Glauben und Bewußtsein der Völker, daß die Wirksamkeit der Sonne eine für den Ablauf des Jahres ausreichende Versorgung mit Nahrungsmitteln aller Art

sichert, dürften zu allen Zeiten Grund und Anlaß für Sonnenfeiern mit gewesen sein. Daß dabei auch immer Gefühle der Dankbarkeit für die spendende Kraft der Sonne in mannigfaltiger Form zum Ausdruck kommen, ist nur zu begreiflich. Sosehr auch die heutigen Menschen der industriellen Massengesellschaft diesem ursprünglichen Sinn der Sommersonnenwende entrückt sein mögen, ihre Verbundenheit damit bleibt dennoch vielfältig.

Unser Wissen um die gedeihliche Kraft der Sonne paart sich heute mit unserem Streben nach Sicherung des Lebens aller Menschen. Die menschliche Arbeit fördert und dient diesem Streben. Sie stellt daher auch in Form und Organisation der Gesellschaft die Forderung, diesem Ziel in erster Linie zu dienen. Krisen und Spannungen, Unruhen und Sorgen in unserem Leben können wir erst dann überwinden und mit Erfolg bannen, wenn wir neben der lebenspendenden Kraft der Sonne für unsere Erde auch anerkennen, daß unser gesamtes gesellschaftliches Leben von der Sonne der Arbeit gespeist wird.

Dann flammte das Sonnenwendfeuer auf und loderte weit hinaus in die Dunkelheit.

Den Rahmen der schönen Veranstaltung bildeten musikalische Darbietungen des Akkordeonorchesters, unseres Werksorchesters, Lieder, dargebracht vom Mozartchor, turnerische Vorführungen des FS 98 und Volkstänze, ausgeführt von der Tanzgruppe des FDT. Sie alle fanden lebhaften Beifall.





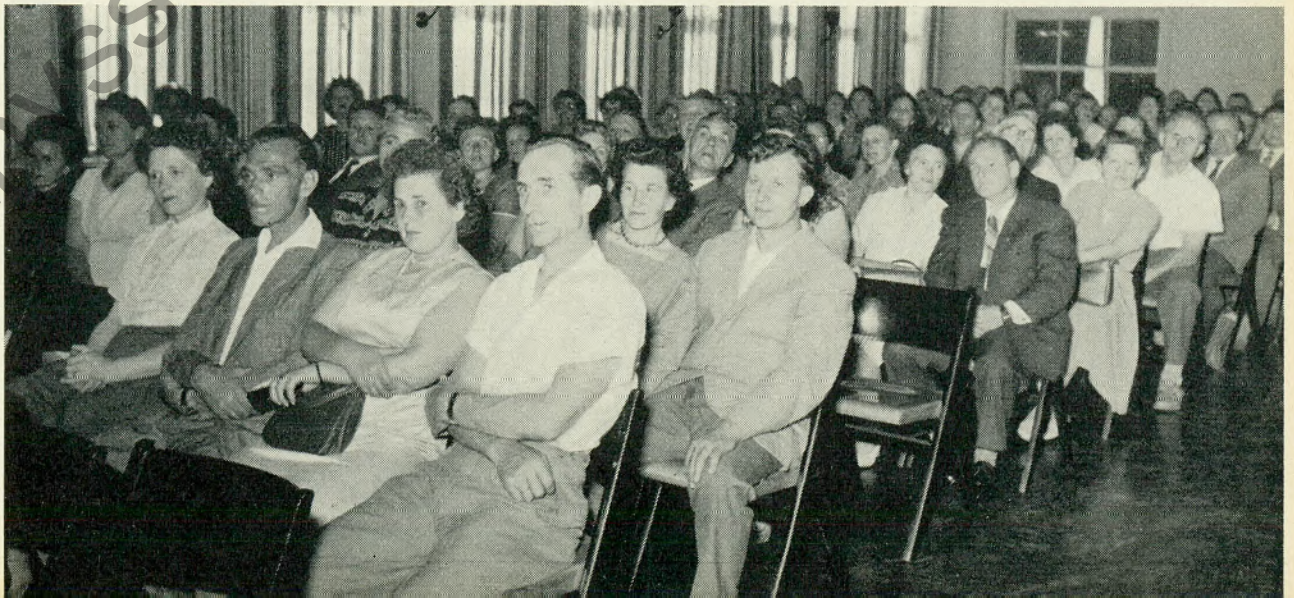
Eltern in unserer Lehrwerkstatt

Am 24. Juni führte die Lehrwerkstatt eine gutbesuchte Elternbesprechung durch. Ihr Zweck war, eine Verbindung zwischen den Eltern und dem Ausbildungsbetrieb zu schaffen, Einblick in die Ausbildungsarbeit zu geben, und vor allem Verständnis zu wecken für die hüttenmännischen Berufe. Nach den Angaben des Ausbildungsleiters Heinrich Freund waren zu Ostern 308 Bewerber geprüft worden. Eingestellt wurden 6 weibliche und 136 männliche Lehr- oder Anlernlinge, ein weiblicher und 7 männliche Fachschulpraktikanten und 12 Hochschulpraktikanten. Von den 136 männlichen Lehrlingen sind — nach Berufen aufgeteilt — 29 Betriebsschlosser, 27 Hüttenjungmänner, 22 Bauschlosser, 18 Starkstromelektriker, 8 Dreher, 7 Schmelzschweißer, 6 technische Zeichner, 5 Maschinenschlosser, 3 Schmiede, je 2 Werkzeugmacher, Maurer, Drahtzieher und je 1 Fernmeldemonteuer, Bauzeichner und Teilzeichnerin. Von den insgesamt Neueingestellten haben 100 Werkzugehörigkeit, 62 sind werksfremd. Davon sind 34 Halbwaisen und einer Vollwaise.

Betriebschef Freund führte u. a. aus: Sich mit Ausbildungsfragen beschäftigen heißt Mittel und Wege suchen, um einen bestimmten Menschen so zu formen, daß er einem uns und ihm selbst vorschwebenden Vorbild ähnlich wird. Welches ist nun das uns vorschwebende Vorbild, das die uns anvertrauten Jugendlichen anstreben sollten? Zunächst einmal ist es der in den verschiedenen Betriebsabteilungen an den mannigfachsten Arbeitsplätzen tätige Facharbeiter, der in täglichem, persönlichem, körperlichem und geistigem Einsatz für die Einsatzbereitschaft der technischen Anlagen des Hüttenwerkes sorgen soll. Von ihm wird ein hohes Maß an fachlichem Können und Wissen, Verantwortungsbewußtsein, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erwartet, das ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten entgegenbringt. Fernerhin schwebt uns als Vorbild der Produktionsmann in den verschiedenen hüttenmännischen Abteilungen vor, der die gleichen Eigenschaften wie der Facharbeiter haben muß, dem — soweit es sich hierbei schon um unsere Führungskräfte handelt — Werte anver-

traut werden, die bei unsachgemäßer Behandlung zu enormen Verlusten führen können. Facharbeiter in den Instandhaltungsbetrieben bzw. Hüttenmann in den Produktionsbetrieben zu werden, sollte zunächst auch unseren Jugendlichen als Ziel, das zu erreichen sich lohnt, vorschweben. Hierdurch ist in dem beruflichen Aufstieg zunächst auch ein Abschnitt erreicht, jedoch werden sich viele unserer Jugendlichen mit dem Erreichten nicht zufriedengeben, sondern weitere Ziele anstreben und sich somit ein Vorbild an den in unseren Betriebsabteilungen tätigen Vorarbeitern, Meistern, Ingenieuren und den Personen der Betriebsleitung nehmen, die maßgebend für die betriebliche Gestaltung und für die Gestaltung der Wirtschaft sind.

Im Anschluß an die Besprechung hatten die Eltern Gelegenheit, sich in der Lehrwerkstatt von den von ihren Kindern inzwischen durchgeführten Arbeiten zu überzeugen und mit den zuständigen Meistern und Lehrgesellen über das fachliche und persönliche Verhalten ihrer Kinder sich eingehend auszusprechen.





35 Studienreferendare aus Dortmund



Unsere offene
TÜR

In den letzten vier Wochen besuchten uns: 20 Oberprimaner aus Lüneburg, 30 Schüler aus Hannover, 35 Studienreferendare aus Dortmund, 15 Franzosen, 24 Praktikanten der Bundesbahn aus Paderborn, 30 Mitglieder des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, 26 Schüler der Stadt.

Berufsschulen Güterlosh, 20 Franzosen, 25 Primaner des Gymnasiums Nordenham, 20 Schüler der Realschule Recklinghausen, 70 Arbeitsschutzmänner aus Hückingen, 27 Schüler des Landgraf-Ludwig-Gymnasiums Gießen, 12 Schweizer, 15 Ärzte der Landesversicherungsanstalt Münster, 43 Studenten aus Münster, 30 Jugoslawen, 20 Engländer, 30 Bürgermeister aus Frankreich, 24 Schüler der Abendschule Maschinenwesen Essen, 70 Arbeitsschutzmänner aus Hückingen, 4 Mitarbeiter der Geschäftsstelle Bremen. 20 Teilnehmer des Porsche-Treffens, 20 Franzosen, 18 Studenten aus Aachen, 40 Mitarbeiter des Wasserbauamtes Emden, 50 Mitarbeiter der Hoesch AG und Hoesch Bergwerks-AG, 30 Oberprimaner der Wirtschaftsober-schule Bremen, 7 Holländer, 45 Mitglieder der IG Metall Frankfurt, 20 Delegierte des Westdeutschen Ski-Clubs, 20 Primaner des Gymnasiums an der Hamburger Straße in Bremen, 18 Oberprimaner des Gymnasiums Herten, 26 Lehrlinge der Hoesch Bergwerks-AG, 30 Schüler des Gymnasiums in Frankfurt, 10 Mitarbeiter der Landwirtschaftskammer Münster, 24 Kursus-teilnehmer der Gewerkschaftsschule Heidehof, 25 Primaner aus Westberlin, 50 Lehrlinge der Staatl. Gewerbeschule für Maschinenbau Hamburg und 15 Lehrer des Gymnasiums Bochum.

Angehörige der Sowjetrussischen Botschaft

Von links: 3. Botschaftssekretär Semennikow, der Leiter des Osteuropa-Kreises des Rheinisch-Westfälischen Auslandsinstitutes von Achhoff-Grabowski, Attaché Bossikow, Botschaftsrat Fomenko, 1. Botschaftssekretär Dejew



Das liebe Geld oder der verruchte Mammon

Wenn man sich die paar wirklich vernünftigen Erfindungen der Menschheit betrachtet, dann kann man ruhig zugeben: das Geld ist eine der brauchbarsten. Man braucht nur an die unvergeßlichen Zeiten des Tauschhandels zu denken, dann ist man froh, daß man heute nicht mehr mit einem Stück Rindvieh oder zwölf Bänden Deutscher Klassiker in Schweinsleder über Land ziehen muß, wenn die Tage kürzer, die Stürme rauher und die Kartoffeln alle geworden sind.

Die Meinungen über das Geld schwanken. Manche Leute haben zuviel und finden es daher unfein, davon zu reden. Nur wenn sie mit ihrer Marktfrau um drei rote Pfennige am Salatkopf handeln, dann sagen sie: „Es geht mir nicht um den lächerlichen Betrag, sondern um mein Recht!“ Für drei Pfennig.

Neureich nennt man Leute, die noch nicht lange Geld haben. Sie werden zwar heimlich beneidet, aber unheimlich gern lächerlich gemacht, weil sie vor lauter Geldverdienen keine Zeit hatten zu lernen, wie man Klavier spielt, Austern ißt oder einen Gaul reitet. Ihre Kinder dürfen das alles lernen und sind daher nicht mehr neureich. Aber wenn die Enkel erstmals erfolgreich drangehen, das ganze schöne Geld zu verputzen, dann gehört es sich, mit traurigem Lächeln zu sagen: „Nein, so eine gute, alte Familie! Ich habe noch den Großvater gekannt...“

Mit einem kleinen Gehalt über die Hürde des Ultimo zu kommen, das ist bestimmt nicht einfach. Aber es ist ein Kinderspiel gegenüber dem Problem, mit einem unerwarteten Hauptgewinn ein normaler Mensch zu bleiben. Die meisten Großgewinner von Lotterie und Toto haben es nicht fertiggebracht. Denn das Geld braucht starke Gegner.

Bei uns nennt man Leute, deren idealer Lebenszweck das Geldscheffeln ist, „Grab-scher“. Dieses Wort bedeutet etwa eine Kreuzung zwischen unermüdlichem Maulwurf und tiefschürfendem Greiferkran.

Auch für die ganz Tüchtigen, die etwas mehr als sparsam sind, haben wir einen Spezialnamen, die heißen „Penningschlitzer“. Wenn das nicht anschaulich ist...

Interessant ist es, zu verfolgen, welche Rolle das Geld im Laufe der Geschichte gespielt hat. In den Zeiten des finsternen Mittelalters mußten die Bauern ihrem Gutsherrn oder Landesvater den Zehnten ihrer Einkünfte zahlen. Ich will lieber nicht vorrechnen, den Wievielten wir heute dem Finanzamt darbringen, sonst drängen sich morgen früh ein paar Hundert vor den Schaltern dieser beliebten Behörde und wollen sich abmelden in irgendein fernes Land, wo möglichst noch finsternes Mittelalter herrscht.

Ob nun von ersparten Steuern je einer reich geworden ist, das weiß ich nicht. Feststeht nur, daß heute viele Leute auf der Suche nach einem System sind, mit dem man schnell, sicher und unauffällig reich werden kann. Dabei gibt es dieses System schon längst:

Man verkauft sein Bett, bestellt die Zeitung ab und sagt dem Personalbüro Bescheid. Dann kauft man sich eine Fahrkarte nach Übersee, wo es von Millionären nur so wimmelt. Die haben — wie man in ihren Lebenserinnerungen nachlesen kann — alle auf die gleiche Art angefangen, nämlich als Tellerwäscher. Dabei bitte ich dringend, diese Tätigkeit nicht mit einer Arbeit zu verwechseln, die hierzulande meist von der Hausfrau und daher unentgeltlich geleistet wird und die man „Geschirrspülen“ nennt. Der Unterschied ist enorm. Ein Tellerwäscher steht am Spültisch eines Mammuthotels und schuftet zwischen 25 und 26 Stunden je Tag. Kurz vor dem Zusammenbrechen sieht er zufällig einen weltbekannten Millionär des Küchenwegs daherkommen, der natürlich sofort erkennt, was er da für einen Fang gemacht hat. Der vertraut dem jungen Mann probeweise entweder eine Hauptrolle in seinem neuen Film oder die Leitung

seiner Filiale in Chicago, in jedem Fall aber seine Tochter zur Frau an. Und damit wäre die erste Million schon so gut wie geschafft, die zweite ist ein Kinderspiel; denn Geld kriegt Junge, wenn man es nicht vorher ausgibt.

Das alles weiß ich aus Büchern. Meine eigene Million ist noch nicht voll, weil ich zu den altmodischen Hinterwäldlern gehöre, die daheim bleiben und nach dem ziemlich veralteten Rhythmus Arbeiten — Sparen — Kaufen — Bezahlen leben. Da ich weder über einen Titel noch über Schulden verfüge, werde ich in den einschlägigen Geschäften nur mit maßvoller Freundlichkeit empfangen, während stadtbekannte Teilzahlungsakrobaten hofiert werden wie der Kaiser von China. Doch das ist ein Sonderkapitel. Wer Näheres über das Ratensystem wissen will, dem rate ich, die Bekanntschaft eines ortsansässigen Gerichtsvollziehers zu suchen. Der weiß Bescheid, denn er hat lauter moderne Menschen in Kundschaft, denen das Wasser des Fortschritts teilweise bis zum Hals steht.

Und jetzt noch ein paar Worte über das vieltausendjährige Verhältnis von arm und reich. Das hat es nachweislich immer gegeben, und die jeweils Reichen fanden das auch ganz in Ordnung. Aber alle paar Jahrzehnte gibt es — unter den verschiedensten Bezeichnungen — eine gewisse finanzielle Umschichtung, damit die anderen auch mal drankommen. Man darf nur diese Ordnung nicht „gottgewollt“ nennen, das klingt so überheblich. Was hielten Sie von „gesellschaftsbedingt“? Schon besser, nicht wahr?

Von Zeit zu Zeit haben wir alle unseren Menschheitsbeglückertag. Dann sagt der Reiche mit tiefem Seufzer: „Ach, wäre ich doch wieder ein freier, kleiner Angestellter, dann würde ich...“ (Hier folgen 10 ideale, kostenlose Freizeitbeschäftigungen in frischer Luft.)

Und dann sagt der Arme im Brustton der Überzeugung: „Wenn ich einmal reich wäre, dann würde ich...“ (Hier folgen 10 gute, edle und sehr kostspielige Taten.) Für alle, die jetzt ihr Weltbild berichtigen möchten: Keine Angst, es wird nichts passieren. Denn wenn es soweit ist, dann sagt einer von den beiden: „Waaaas? liich?“ Welcher, das sage ich lieber nicht. Und weil wir grad beim Lügen sind: Wenn Sie sich auf der Straße nach einem Kupferpfennig bücken und Ihr Begleiter sagt verächtlich „Das täte ich nie, schon wegen der Bazillen!“, dann trauen Sie dem Burschen nicht. Der würde vielleicht durch den Kanaldeckel tauchen, wenn der Pfennig nur ein Hunderter wäre. Denn so ein Hunderter weckt weder Angst noch Verachtung — auf der ganzen Welt.

Grete Hafner

Eine Brücke nach „drüben“

So schmerzlich es auch klingen mag — die Wiedervereinigung Deutschlands unter den gegenwärtigen Verhältnissen liegt in weiter Ferne. Die Realitäten von heute sind bitter.

Von den Menschen in der Bundesrepublik wird die Spaltung Deutschlands nicht in dem gleichen Maße als eine Not empfunden wie von unseren Landsleuten in der Zone. Sie haben Tag für Tag, ja, Stunde für Stunde die großen und die kleinen Lasten der Teilung und der Einverleibung in eine fremde Welt allein zu tragen.

Allein? Können — müssen wir ihnen nicht helfen?

Es liegt bei uns, die große seelische — und immer noch auch materielle — Not der Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs zu lindern. Der Weg zur Wiedervereinigung bedarf der Symbole, sonst wird er nicht ausreichend markiert. Der Wert offizieller Verbindungen zwischen Bonn und Pankow ist zweifelhaft — doch viel wichtiger sind persönliche Kontakte von West nach Ost und umgekehrt. Sie bilden eine gesamtdeutsche Brücke. Der Hunger unserer Landsleute in Mitteldeutschland nach Kontakten mit den Menschen im Westen ist groß. Darum sollten wir ihnen „drüben“ ein Stück der Welt zeigen, in der wir leben. Der Versand von schöngestiger Literatur, Kunstkalendern und Reisebeschreibungen ist eine Möglichkeit. Ebenso stellt jeder Besuch in der Zone einen Beitrag zur gesamtdeutschen Brücke dar. Wo dies nicht möglich ist, da erfüllt auch der Briefverkehr seinen Zweck — die Kontakte von Mensch zu Mensch nicht abreißen zu lassen.

Mit einiger Überlegung, etwas Fingerspitzengefühl und dem guten Willen finden sich gewiß noch viele individuelle Wege. Was Politikern nicht gelingt, das können einfache Menschen schaffen: durch persönliche Kontakte eine Brücke von Deutschland nach Deutschland schlagen, eine Brücke der Liebe und des Nichtvergessens, die ein Symbol dafür ist, daß es früher oder später doch nur ein Deutschland geben wird.

Man muß sein Geld nur einteilen

Es war kurz vor Ultimo.

Heinz-Willi wühlte im Portemonnaie herum und zählte die letzten Kröten.

Es reicht — stellte er fest — gerade noch für ein Bier.

In Willibalds „Scharfer Ecke“ traf er den immer vergnügten Adolar. Der immer vergnügte Adolar begrüßte ihn begeistert. „Mensch, Heinz-Willi, gut, daß wir uns mal wiedersehen! Herr

Wir kommentieren und glossieren

Weshalb nicht auch bei uns?

Bei Gesprächen mit ausländischen Gewerkschaftsführern war es immer wieder auffallend, wie sie sich für die Unfallverhütung einsetzten. In Schweden und Norwegen beispielsweise sind die Gewerkschaften die eifrigsten Kämpfer gegen jede Unfallgefahr. Sie schrecken nicht davor zurück, Gewerkschaftsmitglieder, die gegen Unfallschutz verstoßen oder leichtsinnig Unfälle verursachen, vor ihr Forum zu laden, sie zu ermahnen und zu verwarnen und notfalls Geldbußen zu verhängen. „Wohlergehen durch Sicherheit“ ist eine ihrer wesentlichen Parolen. Die betriebliche Unfallverhütung sowie der Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz seien zwei so bedeutende Aufgaben, daß sie nur durch gemeinsame Anstrengungen der Arbeitgeber und der Gewerkschaften zu aller Zufriedenheit gelöst werden können. Zu diesem Schluß kamen die Delegierten von 50 amerikanischen Gewerkschaften, die sich kürzlich zu einer Diskussion dieser Probleme in den Räumen des amerikanischen Gewerkschaftsbundes AFL-CIO in Washington versammelt hatten.

Hauptzweck der Konferenz war die Koordinierung aller von den dem AFL-CIO angehörenden Gewerkschaften auf dem Gebiet der Unfallverhütung bereits ergriffenen oder noch zu ergreifenden Maßnahmen. Als beste Mittel zur weiteren Senkung der Unfallzahlen wurden

gute Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehungen

sowie eine entsprechende Ausbildung und Schulung der Arbeitnehmer angesehen. Auch auf dem gesetzgeberischen Sektor müssen nach Meinung der Delegierten noch einige Lücken geschlossen werden.

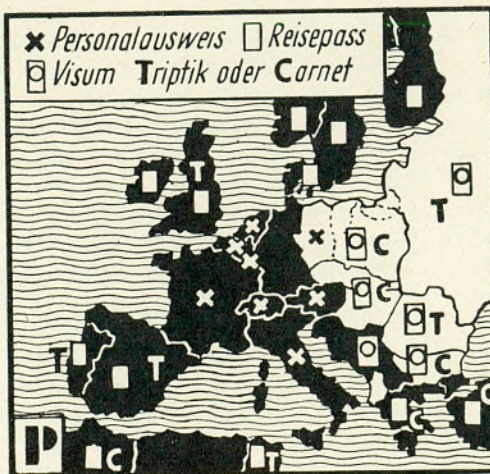
So weit in diesem Zusammenhang die Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehungen zur Debatte standen, waren die Konferenzteilnehmer der einmütigen Überzeugung, daß Arbeitgeber und Gewerkschaften eine gemeinsame Verantwortung für die Verbesserung der Sicherheitsbedingungen am Arbeitsplatz tragen. Daher forderten sie die unverzügliche Bildung gemeinsamer Sicherheitsausschüsse von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in all den Fällen, wo die Gewerkschaft als Kollektivverhandlungspartner anerkannt ist.

Auf dem Gebiet der Aus- und Weiterbildung sprachen die Delegierten die Empfehlung aus, die Unterweisung in betrieblichen Sicherheitsfragen als integralen Bestandteil in die regulären Lehrlingsprogramme beziehungsweise in die gewerkschaftlichen Schulungskurse aufzunehmen. Auf gesetzgeberischem Gebiet traten sie in erster Linie für die Einführung von Sicherheitsnormen ein.

So also ist es in den USA. Sollten wir bei uns nicht ähnliche Überlegungen anstellen und gleiche Wege gehen können?

Was wir so tun können

Man kennt die Diagnose vom Arzt: „Sie brauchen Luftveränderung, einmal eine andere Umgebung!“ lautet sein Rat, wenn der Körper, der Geist nach 365 und mehr Tagen intensiver Anspannung und Arbeit nicht mehr so recht mitmachen will.



BENZIN-PREISE	
Spanien	45 Pfg.
Schweiz	45-50
Holland	50
Österreich	50
Belgien	52
Dänemark	55
Jugoslaw.	55
Italien	60
Portugal	67
Frankreich	68

Die heilende Wirkung eines Wechsels der Landschaft, der Luft und der Lebensbedingungen, die verjüngende, belebende Kraft eines anderen Lebensrhythmus ist dem Arbeitnehmer allgemein nur im Urlaub möglich. Aber neben dieser großen Kur gibt es auch noch eine — wenn man so will — „tägliche Medizin“, die Erholung und Entspannung vom Alltag bringen kann: die Beschäftigung mit jenen Dingen, denen ein Stück unseres Herzens und oft sogar ein gehöriges Quentchen Leidenschaft gehört. Dinge, bei deren Nennung schon allein vornehmlich Männer glänzende Augen bekommen können, bei denen sachlich-nüchterne Techniker schwärmen wie romantische Poeten, gesetzte, würdige Herren schwätzen wie ein alter Jungfernkranz und distanzierte, kühle Persönlichkeiten auftauen wie ein Eisberg vor Mallorca. Es sind die Dinge, in denen sich der Spieltrieb, das Kind im Manne, Bastlerleidenschaften, Sammeleifer, Entdeckergeist, schöpferische Freude, Abenteuerlust, Forschungsdrang und Fernweh gleichsam in sich vereinigen.

Welcher Art auch diese Hobbys, Steckenpferde oder Passionen — denn von diesen „Ticks“ soll hier die Rede sein — immer sein mögen, immer ist dieses Kakteenzüchten, Briefmarkensammeln, Flugzeugbauen, Fischen, Lesen, Malen, Gärtchenanlegen, Schreinern oder Münzensammeln eine Insel im reißenden Strom, im hastenden Getriebe des Daseins, die ihrem Besitzer Abwechslung und Stille und Ruhe zugleich spenden. Ein frischer Quell neuer Kräfte, ein entspannender Ausgleich zum Alltag, den mehr und besser auszuschöpfen die 45-Stunden-Woche Gelegenheit bietet. Die verkürzte Arbeitszeit, die nicht ihren Sinn findet in der Mehr- oder Nebenarbeit, im verstärkten Besuch des Stammtisches oder im Vergnügungsrummel aus Angst vor der Einsamkeit mit sich selbst. Nicht in jenen Abwechslungen, die Nerven und Kräfte verbrauchen, die nur aufputschen, um dann später um so mehr an der Substanz zu zehren, sondern an den Dingen, die erfüllen und befriedigen, weil sie ein Ziel in sich bergen, eine Aufgabe.

Die Pfeifensammlung, das Goldfisch-Aquarium, die Platten mit der Musik Beethovens oder Bachs, das Gedeihen des Rosenstrauches oder die kunstvoll gefertigte Kogge können soviel mehr bedeuten für das Herz, für die Nerven, für das Gemüt, für die innere Ruhe und Ausgeglichenheit. Für das, woran es gerade heute mangelt.

Ober — noch zwei Helle auf meine Kosten!“

Heinz-Willi nahm an der Theke Platz. „Ich kann nur staunen, Adolar“, gab er zu. „So dicht vor Ultimo, und du bist noch so großzügig.“

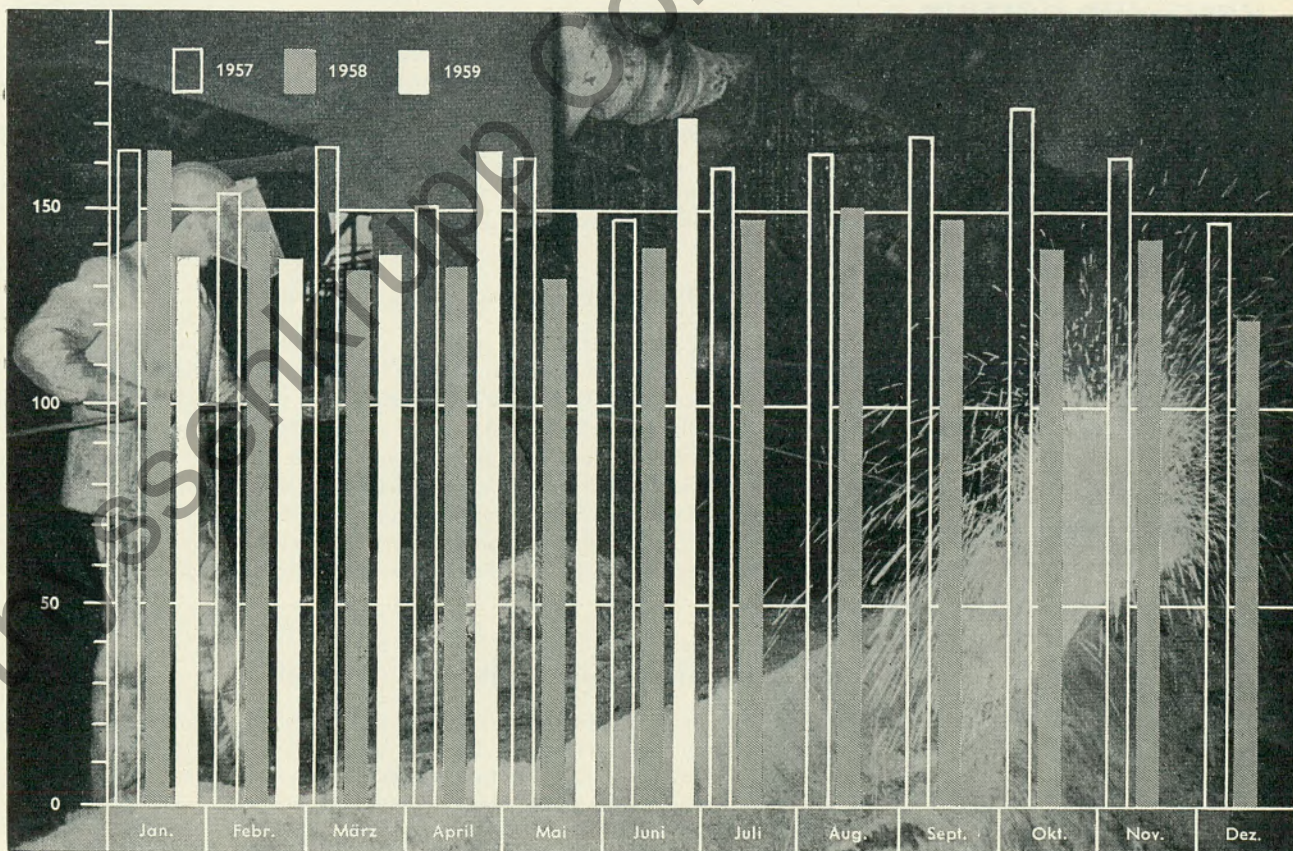
Mit weltmännischer Geste schob sich Adolar eine dicke Zigarre zwischen die Lippen und bot auch Heinz-Willi eine an. „Das liegt eben daran“, erklärte er, „daß ich mein Geld sorgfältig einteile.“ „Das mache ich auch“, sagte Heinz-Willi, „aber ich komme trotzdem nicht zurecht. Wie stellst du es denn an?“

„Ganz einfach.“ Adolar blies eine blaue Wolke gegen die Decke. „50 Prozent meines Einkommens werden verfuttert. Das brauche ich zu meinem Wohlbefinden. 30 Prozent brauche ich für Miete, 25 Prozent für Kleidung und 20 Prozent setze ich in Alkohol um. Klar?“

Heinz-Willi stutzte. „Moment mal“, murmelte er und rechnete und rechnete und rechnete. „Da stimmt doch was nicht! 50 und 30 und 25 und 20 — das sind doch zusammen 125 Prozent!“

Da flog ein Schatten über Adolars Gesicht. „Ich weiß, ich weiß...“, murmelte er melancholisch.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

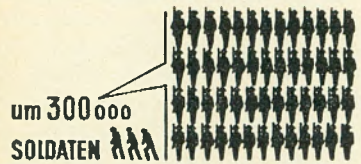
Nachkriegshöchstherzeugung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123536 t

SOLDATEN a. D.

In diesem Jahr werden vermindert

DIE ROTE ARMEE - 3,65 Mill. MANN



DIE USA ARMEE - 2,53 Mill. MANN

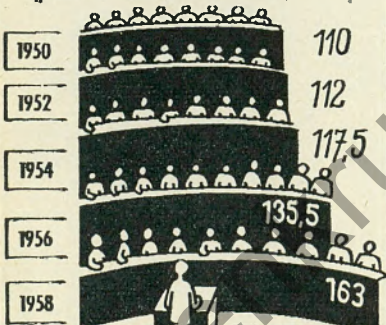


WIB

Nach einer Meldung der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS sind im vergangenen Jahr bis einschließlich Januar 1959 rund 300 000 Rotarmisten entlassen worden. 41 000 Mann wurden davon aus der Sowjetzone abgezogen, 17 000 Mann aus Ungarn. — Die Sowjets stellen auch nach dieser kleinen Abrüstung noch immer die größte Streitmacht der Welt, da sie außer der Roten Armee noch 400 000 Mann ständig einsatzbereite Sicherheitsgruppen besitzen.

Überfüllte Hörsäle

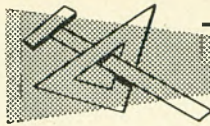
Zahl der deutschen Studenten an Hochschulen
(jeweils Wintersemester — in 1000)



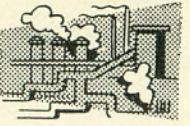
Stipendien von Bund und Ländern durchschnittlich 63 DM jährlich je Student

WIB

Fast 7,5 Mill. DM gab der Bund 1958 zur Förderung bedürftiger Studenten aus. Weitere Mittel brachten die Länder sowie verschiedene Stiftungen auf, so daß im Durchschnitt auf jeden Studenten 63 DM je Jahr an Stipendien entfallen. Diese Mittel aber reichen bei weitem nicht aus, um genügend Anreiz für die große Zahl derjenigen zu bieten, die sich ein Studium einfach nicht leisten können und statt dessen einen Beruf ergreifen. Dadurch werden nach den Worten des Bundesinnenministers bis 1970 etwa 41 000 Ingenieure in der Bundesrepublik fehlen.



TECHNIK UND PRODUKTION



Gebessertes Wirtschaftsklima in Westeuropa

Die Nachfrage, die Produktion und die Beschäftigungslage in den westeuropäischen Ländern werden in dem kürzlich veröffentlichten Jahresbericht der United Nations Economic Commission for Europe (ECE) „Economic Survey of Europe in 1958“ analysiert. In dem Bericht werden die verschiedenen Faktoren aufgezählt, die in den letzten Monaten zur Schaffung eines besseren Wirtschaftsklimas beigetragen haben. Dazu zählt die Lockerung der staatlichen Maßnahmen, die, wenn auch vorsichtige Anspornung der Nachfrage, der allmähliche Abbau der Lager für bestimmte Rohstoffe und das Spürbarwerden der fortschreitenden wirtschaftlichen Erholung in den USA. In dem Bericht wird betont, daß von den von den einzelnen Regierungen bis jetzt ergriffenen begrenzten Maßnahmen jedoch kein schneller oder tiefer werdender Anstoß der Wirtschaftsaktivität zu erwarten sei. Dies sei auch nicht beabsichtigt. Der Einfluß früherer Beschränkungen der Wirtschaft werde gegenwärtig nur langsam durch die neuen Expansionsmaßnahmen aufgehoben. Je gemäßiger die Maßnahmen zur Anwendung kämen, desto länger brauche man, um dem früheren Trend eine andere Richtung zu geben.

Zur zukünftigen Gestaltung der Wirtschaftspolitik

der Länder Westeuropas wird in dem Bericht ausgeführt, daß das Abgehen von den Versuchen, die nationale Volkswirtschaft von größeren Entwicklungen zu isolieren und das allgemeine Vertrauen auf die Währungs- und Steuerpolitik zur Aufrechterhaltung sowohl des äußeren als auch des inneren Gleichgewichtes eine internationale Harmonisierung der wirtschaftspolitischen Ziele und Maßnahmen mehr als bisher notwendig machen.

In den osteuropäischen Staaten registriert die ECE für 1958 eine durchschnittliche Zunahme des Nettosozialprodukts um 6 bis 9 Prozent. Während die Steigerung der Industrieproduktion praktisch in allen osteuropäischen Ländern der des Jahres 1957 entsprach, zeigten sich Unterschiede vornehmlich auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Die Stabilisierung der Wirtschaft in den europäischen Staaten des Sowjetblocks machte nach Auffassung der ECE im Jahre 1958 weitere Fortschritte. Die Störungen des wirtschaftlichen Gleichgewichtes, die im Zuge der forcierten Industrialisierung mit der Bevorzugung der Produktionsmittel- und vor allem der Rüstungsindustrie und der Vernachlässigung der Konsumgüterindustrie und der Landwirtschaft zutage getreten waren, konnten weiter gemildert werden. Vor allem wurde auf die Versorgung der verarbeitenden Industriezweige mit Rohstoffen und Energie größerer Wert gelegt.

Weitere Wirtschaftsbelebung wünschenswert

Die EWG-Kommission unterstreicht in ihrem kürzlich veröffentlichten Jahresrechnungsbericht, der diesmal ausnahmsweise nur für das Halbjahr von Mitte September 1958 bis zum 20. März 1959 gilt, die Bedeutung, die sie der Aufrechterhaltung einer raschen Wirtschaftsexpansion in der Gemeinschaft beimißt. Es reiche nicht aus, eine größere konjunkturbedingte Arbeitslosigkeit zu verhüten, sondern es müsse darüber hinaus eine höhere Durchschnittszunachsrte der Produktion angestrebt werden. Die gelegentlichen Phasen der Stagnierung seien zwar unvermeidlich und häufig sogar nützlich, sie dürfen jedoch nur von kurzer Dauer sein, und es müsse ihnen eine kräftige Belebung folgen. Eine derartige Belebung sei gerade in den kommenden Monaten wünschenswert.

Dem Mittelklassewagen gehört die Zukunft

In Deutschland und Europa bleibt man nach Ansicht von Direktor Gutzeit (Fordwerke Köln) beim Mittelklassewagen bis zwei Liter. Für die nächsten Jahre seien an diesen Fahrzeugen lediglich Verbesserungen des Fahrkomforts und der Verkehrssicherheit zu erwarten; bei den Motoren sei fast überall die Grenze der Wirtschaftlichkeit erreicht. Die Turbine werde beim Serien-PKW in den nächsten 20 Jahren noch nicht zum Einsatz kommen, die Kunststoffkarosserie sei bei diesen Fahrzeugen nicht wirtschaftlich. In den nächsten Jahren rechnet Direktor Gutzeit trotz umfangreicher technischer Verbesserungen mit sinkenden Preisen bei Mittelklassewagen.



Die Angestellten bilden keine besondere Klasse

Aus den Untersuchungen der beiden Wissenschaftler, Soziologe Prof. René König von der Universität Köln und Kollege Siegfried Braun vom Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften, zog Werner Hansen für die praktische gewerkschaftliche Angestelltenarbeit wesentliche Konsequenzen. Hansen stellte fest: „Die Angestellten in ihrer Gesamtheit bilden keine soziologische Einheit.“ Ihre Tätigkeit und betriebliche Stellung wie auch ihre beruflichen Laufbahnen sind auf Grund der „Offenheit“ der Angestelltensituation in einem allerdings sehr begrenzten Umfang persönlich zu gestalten. Dies führt zu der Möglichkeit von dauernden Konflikten und dazu, daß die Angestellten unterschiedlich von Arbeitern und Beamten das Betriebsklima als ihr Hauptproblem ansehen.

Die Einkommen der Arbeiter und der Angestellten überschneiden sich vielfach gruppenweise in ihrer Höhe, wenn auch das Durchschnittseinkommen der Arbeiter und Angestellten sich noch erheblich unterscheidet. Man müsse sich gegen das Schlagwort von der Nivellierung der Einkommen von Arbeitern und Angestellten wenden. Es gehe doch letztlich darum, auf Kosten des Einkommens und des Vermögens der herrschenden Schichten für die gesamte Arbeitnehmerschaft einen größeren Anteil am Sozialprodukt zu erkämpfen. Dieses Ziel sei aber nur zu erreichen durch eine entschlossene gewerkschaftliche Gehalts- und Lohnpolitik, für die den reinen Angestellten-gewerkschaften die Kraft fehle. Das Industriegewerkschaftsprinzip sei aus diesem und aus gesellschaftspolitischen und demokratischen Gründen noch zu vertiefen, denn die Angestellten leben und arbeiten in einer Gesellschaft, in der der Arbeitnehmerschaft eine ihrer Funktionen nach entgegengesetzte Gruppe gegenübersteht. Hansen rief dazu auf, endlich Schluß mit der Rivalität zwischen Angestellten und Arbeitern zu machen. Nur an der Seite der großen Mehrheit derer, die in der gegebenen Gesellschaft von ihrer Arbeit leben, könne sich die Angestelltenschaft erfolgreich dagegen wehren, der Spielball von Kräften zu wer-

den, die sich noch immer der Standpunktlosen für ihre Zwecke bedienen. (Die Quelle)

Deutsche Walzstahlprodukte zu billig

Auf der Jahresversammlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie erklärte der Vorsitzende, Generaldirektor Dr. Hans Günther Sohl: Im Rahmen einer echten Marktwirtschaft hätten die deutschen Walzstahlprodukte überwiegend ein zu niedriges Preisniveau. Die Stahlindustrie sei zu einer flexibleren Preispolitik bereit, wenn sie von den Abnehmern gewünscht werde. Das erfordere aber eine Flexibilität in beiden Richtungen und nicht nur nach unten in Zeiten einer Marktschwäche. Im Zusammenhang mit der französischen Abwertung seien Preisverzerrungen auf dem europäischen Stahlmarkt entstanden, denen mit unternehmerischen Dispositionen allein nicht mehr begegnet werden könne... Wenn die deutsche Stahlindustrie gegenüber solchen politischen Preisen des Auslandes im Stich gelassen werde, dann müßten die deutschen Werke dies bei ihren Preisen in Rechnung stellen. Sie würden dann in Hauszeiten entsprechende Inlandspreise fordern müssen, die sie gegen alle Verluste absichern. (Stuttgarter Nachrichten)

Wer kann eigentlich sparen?

Aus den Berichten der Bundesbank und der Sparinstitute wissen wir, wie hoch im letzten Jahr die Sparquote war — das ist der Anteil der Ersparnisse an den verfügbaren Einkommen... Von je 100 DM wanderten also 8,80 DM in den Sparstrumpf. Leider gibt es keine Übersicht darüber, wer eigentlich spart. Man weiß aber aus sogenannten Repräsentativerhebungen, daß Leute mit Einkommen über 600 DM monatlich doppelt so gern sparen wie Leute mit nur 300 DM Einkommen... Setzt man... Spareinlagen bei den Sparkassen... zur Netto-Vermögensbildung in ein Verhältnis, dann zeigt sich, daß nur etwa 20 v. H. der Netto-Vermögensbildung 1958 aus solchem Sparaufkommen erfolgt. Die „restlichen“ 80 v. H. Vermögen bilden sich in den Unternehmungen über die Selbstfinanzierung oder über Steuern bei der öffentlichen Hand. Die Kölner Sparkasse hat in ihrem Jahresbericht 1958 einen Überblick über ihre Konten gegeben. Dabei ergab sich, daß 55 v. H. der Konten nur Beträge unter 100 DM entliehen und daß 90 v. H. aller Konten zusammen nur 31 v. H. der Spareinlagen bestrugen.

Der durch die Statistik ermittelte Durchschnittsbetrag je Sparkonto in der Bundes-

republik von 672 DM dürfte also im wesentlichen das „Sparergebnis“ von Leuten sein, die mehr und sogar wesentlich mehr als die erwähnten 600 DM monatlich verdienen. Und das sind eben nicht die Arbeitnehmer der Bundesrepublik, die, wenn sie schon einmal sparen, zumeist zu denen gehören werden, die Sparkonten mit weniger als 100 DM unterhalten. Das scheint der Bericht der Teilzahlungsbanken zu beweisen... der Umfang der Teilzahlungskredite ist im letzten Jahr um 13,9 v. H. angestiegen... Die Arbeiter stellten 51 v. H. der Zahl der Kreditnehmer. 20 v. H. des Kreditbetrages nahmen Angestellte, die fast 26 v. H. der Kreditnehmer stellten, in Anspruch... Wenn in Arbeitnehmerhaushalten noch für 622 Millionen DM in einem Jahr Kleidung und für rund 400 Millionen DM Möbel, für 300 Millionen DM Hausrat und für 50 Millionen DM Fahrräder, Nähmaschinen usw. auf Kredit gekauft werden — und trotz der hohen Kreditkosten wohl gekauft werden müssen —, so sagt das mehr über die Sparfähigkeit der Arbeitnehmer aus als die angeblich 672 DM, die jeder Bundesbürger auf seinem Sparkonto haben soll. (Westfälische Rundschau)

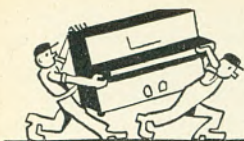
Löhne von 1950 bis 1958

Nach einer neuen Berechnung des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden sind die durchschnittlichen Bruttostundenverdienste der Industriearbeiter in der Bundesrepublik von 1950 bis November 1958 für Männer um 83 Prozent und für Frauen um 90 Prozent gestiegen; das entspricht einer Realloohnerhöhung um 54 bzw. 60 Prozent. Da die Arbeitszeit um 5 bzw. 4 Prozent zurückgegangen ist, sind die Wochenverdienste um 75 Prozent für Männer und um 82 Prozent für Frauen gestiegen. Die reale Erhöhung (Berücksichtigung der Verteuerung der Lebenshaltung) erreichte 46 und 53 Prozent. (Europreß)

Gegen generelle Staatsschlichtung

Der Präsident des Bundesarbeitsgerichtes, Professor Nipperdey, wandte sich auf der fünften Verbandsversammlung des Deutschen Arbeitsgerichtsverbandes gegen eine generelle staatliche Schlichtung bei Auseinandersetzungen und Arbeitskämpfen zwischen den Sozialpartnern. Die staatliche Schlichtung müsse eng begrenzt werden, um das Recht der Sozialpartner, auf Grund der Vertragsfreiheit selbst Verträge abzuschließen und Normen zu vereinbaren, nicht zu beeinträchtigen.

(Hannoversche Presse)



Wohnungs- Tausch



Biete: 3 Zimmer, 60 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung, in Mengede, Miete 30,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, Werksnähe, I. Etage, Miete bis 70,— DM. (470)

Biete: 3 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Werkswohnung, Miete 34,— DM.

Suche: 2—3 große Räume, nur Privatwohnung, Miete bis 60,— DM. (471)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, abgeschlossen, mit Brausebad und Speisekammer, 2 Keller, Parterre, Altbau, werksg. Wohnung, Miete 42,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM. (472)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 48,— DM.

Suche: 2 $\frac{1}{2}$ —3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 60,— DM. (473)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, mit Bad, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 60,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ —4 Zimmer, evtl. mit Garten, Neubau, außerhalb Dortmunds, Miete bis 90,— DM. (474)

Biete: 2 Zimmer, 39 qm, abgeschlossen, Privatwohnung, III. Etage, Altbau, Miete bis 30,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 65,— DM. (475)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Kochnische, Mansarden, II. Etage, Altbau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 14,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (476)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, mit Kochnische, Balkon und Toilette, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, in Bövinghausen, Miete 32,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 70,— DM. (477)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 3—3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, Miete bis 60,— DM. (478)

Biete: 3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, 52 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 63,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, mit Bad, Miete bis 65,— DM. (479)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Brausebad, Privatwohnung, Parterre, in Hombruch, Miete 37,— DM.

Suche: gleichwertige Privatwohnung, Miete bis 80,— DM. (480)

Biete: 3 Zimmer, abgeschlossen, mit Brausebad, III. Etage, Altbau, Miete 45,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, im Osten Dortmunds, Miete bis 100 DM. (481)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 39,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer, außerhalb Dortmunds, evtl. Bork-Selm, Miete bis 50,— DM. (482)

Biete: 2 Zimmer, 24 qm, abgeschlossen, mit Toilette und Speisekammer, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 24,— DM.

Suche: 2—3 Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 50,— DM. (483)

Biete: 3 Mansarden, abgeschlossen, Privatwohnung, Altbau, Miete 41,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, mögl. Hombruch/Barop, Miete bis 55,— DM. (484)

Biete: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer, 50 qm, mit Bad, Abstellraum, Neubau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 48,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ —4 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 90,— DM. (485)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 28 qm, mit nicht eingerichtetem Bad, Privatwohnung, I. Etage, Miete 36,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (486)

Biete: 3 Zimmer, 42 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 39,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, I. oder II. Etage, Miete bis 32,— DM. (487)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, abgeschlossen, mit Toilette und Balkon, Privatwohnung, Altbau, II. Etage, Miete 28,— DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, möglichst mit Bad, Miete bis 80,— DM. (488)

Biete: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer, 45 qm, mit Bad, Neubau, Werksnähe, Miete 44,— DM.

Suche: 3 Zimmer, möglichst südlicher Vorort, Miete bis 60,— DM. (489)

Biete: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer mit nicht einger. Bad, 48 qm, Parterre, Privatwohnung, Miete 50,— DM.

Suche: 2 $\frac{1}{2}$ —3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (490)

Biete: 2 Zimmer, 25 qm, abgeschlossen, mit Balkon, Altbau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 43,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (491)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, Privatwohnung, I. Etage, Miete 40,— DM.

Suche: 3—3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, Miete bis 75,— DM. (492)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Bad, Werkswohnung, III. Etage, Miete 55,— DM.

Suche: 4—4 $\frac{1}{2}$ Zimmer, Miete bis 100,— DM. (493)

Biete: 2 Zimmer, 42 qm, abgeschlossen, Altbau, Werksnähe, Miete 29,— DM.

Suche: 2 $\frac{1}{2}$ —3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, möglichst Werksnähe, Miete bis 65,— DM. (494)

Biete: 2 große Mansarden, 34 qm, mit kleinem Flur, Gas- und Wasseranschluß, Werksnähe, Miete 28,— DM.

Suche: 3—3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60,— DM. (495)

Biete: 3 Zimmer mit Bad und Abstellraum, 42 qm, Neubau, Werksnähe, Miete 50,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ Zimmer, auch südl. Vorort angenehm, Miete bis 70,— DM. (496)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, Vorratskammer, Abstellraum, Werksnähe, Miete 38,— DM.

Suche: 2 Zimmer in Lünen, Miete bis 40,— DM. (497)

Biete: 2 Zimmer, 24 qm, abgeschlossen, Altbau, Werksnähe, Miete 32,50 DM.

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, auch im Vorort, Miete bis 45,— DM. (498)

Biete: 3 Zimmer mit Balkon, große Räume, IV. Etage, Zechenwohnung Kaiserstuhl, Miete 34,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst Werksnähe, Miete bis 50,— DM. (499)

Biete: 3 Zimme, 40 qm, mit nicht einger. Bad, Miete 43,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ —4 Zimmer, mögl. Werksnähe, Miete bis 60,— DM. (500)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Miete 58,— DM.

Suche: 2 $\frac{1}{2}$ —3 Zimmer, auch im Vorort, Miete bis 75,— DM. (501)

Biete: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer, 40 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, Miete bis 50,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ —4 Zimmer, mögl. mit Bad, Miete bis 75,— DM. (502)

Biete: 3 Zimmer mit Brausebad, I. Etage, in Hombruch, Miete 45,— DM.

Suche: 3 $\frac{1}{2}$ —4 Zimmer, Neubau, in Dortmund. (503)

Biete: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer, 48 qm, mit nicht eingerichtetem Bad, Privatwohnung, Neubau, I. Etage, Miete 52,— DM.

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 75,— DM. (504)

Biete: 4 Zimmer, 70 qm, mit Bad und Balkon, Altbau, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 80,— DM.

Suche: 2 $\frac{1}{2}$ Zimmer mit Bad, möglichst Heizung, Süden oder Osten. (505)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119, Werkuf 41 16 (Frl. Ottensmeyer).



Urlaub von der Ehe

Jeder Verheiratete weiß von dem toten Punkt im ehelichen Zusammensein. Es geht nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts. Die Liebe stagniert. Vom Partner gehen keine Impulse mehr aus. Man langweilt sich.

Dieser Zustand kann beliebig lange dauern und sich je nach Alter und Veranlagung der Partner ganz verschieden oft wiederholen. Er kann zum gewohnten Rhythmus der Zweisamkeit werden. Er wird eines Tages von selbst überschritten, manchmal auch durch ein äußeres Ereignis, in jüngeren Ehen durch das Kind. Dieses setzt schnell und energisch jedem toten Punkt ein Ende. In älteren Ehen aber, wo die Kinder erwachsen sind und die seelische Elastizität (weit mehr als die körperliche) nachgelassen hat, weitet sich der tote Punkt leicht zu einer Krise aus. Im allgemeinen sieht sie so aus:

Man ist sich überdrüssig

Man sieht an dem andern nur mehr schlechte Seiten, gute scheint er nie besessen zu haben. Man rebelliert gegen die Gefühlserstarrung, gibt aber dafür dem andern allein die Schuld, führt immer wieder Auseinandersetzungen herbei, die zu nichts führen. Man verlangt mehr Liebe, meistens mehr, als man erwarten kann.

Der Egoismus erwacht

Man fühlt sich in allem zu kurz gekommen. Die sonst so bescheidene Frau stellt in der Krise Ansprüche, die weit über das Budget ihres Mannes hinausgehen. Sie macht unnütze Ausgaben, sie will „endlich etwas vom Leben haben“.

Der Mann benimmt sich absichtlich flegelhaft

Sein Benehmen soll ihr sagen: „Du bist mir vollständig gleichgültig.“ Er versteckt sich hinter der Zeitung. Er stöhnt unter dem Ehejoch, schwärmt für andere Frauen. Nur sie — so erklärt er snobistisch — teilen seine Interessen. Zu Hause sei ja nichts los. Da erlebe er nur das bißchen Essen und Trinken. Mit dieser klassischen Formulierung ist die eheliche Krise auf dem Höhepunkt.

Nun darf man nicht die Nerven verlieren

Szenen, Anschuldigungen und Vorwürfe bringen die Frau um die letzte Sympathie ihres Mannes. Die Krise ist an sich etwas ganz Natürliches und gehört zum Wesen einer Liebe und Ehe. Doch man kann als kluge Frau ihre glückliche Wende beeinflussen: durch die Wunderdroge „Urlaub von der Ehe“. Aber nur im wirklichen Ernst- oder Katastrophenfall, weil sonst der eheliche Organismus dagegen immunisiert würde.

Man schickt ihn also allein in Urlaub

Je länger der Urlaub, um so besser. Nun ist der Ehejocher frei. Nichts ist ihm mehr verboten. Niemand regt sich auf, wenn er für andere Frauen schwärmt, mit ihnen flirtet, charmiert oder gar die ganze Nacht ausbleibt. Und hier setzt schon die Wende ein. Sein Heim, in dem er nur Essen und Trinken zu erleben glaubte, erscheint ihm nun aus der Entfernung wie eine Oase des Glücks. Das Verbunden- und Verwachsen-sein mit seiner Frau — was wiegt es im Vergleich zu dem flüchtigen Erlebnis mit einer interessanten Unbekannten, was der prickelnde Reiz des Neuen zu dem stillen Vertrautsein seiner Ehe.

So fährt er nach Hause. Auch die Ehefrau ist im Urlaub von ihm kuriert worden. Die Krise ist überstanden. Es geht wieder vorwärts.

Sauberkeit ist oberstes Gebot

Zahlreiche Gerichtsverhandlungen im letzten Jahr haben bewiesen, daß auf ständige Kontrollen der Gewerbeämter in den verschiedensten Gewerbebezügen nicht verzichtet werden kann. Wer es an Sauberkeit in seinem Laden fehlen läßt, darf sich bei Blitzkontrollen nicht über gebührenpflichtige Verwarnungen, Geldbußen in unbeschränkter Höhe und Strafanzeigen bei der Staatsanwaltschaft wundern.

Gedanken über den häuslichen Kreis

Der Mensch soll nicht der Sklave seines Besitzes werden, sondern Möbel und Raum sollen ganz im Dienst ihres Bewohners stehen.

Es gibt kein Vergängliches, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein Neues und Besseres erschaffen.

Goethe

Zweifellos ist der „Geschmack des Publikums“ besser als sein Ruf und besser als die viele schlechte Ware, die mit der Entschuldigung, daß sie dem Geschmack des Publikums entspreche, auf den Markt gebracht wurde.

Horst Michel

Für eine Nation ist nur gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung eines anderen. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht.

Goethe

Die Versöhnung unserer inneren mit der äußeren Landschaft und, davon bedingt, die so nötige „Naturgemäßheit“ menschlichen Wohnens ist das große Thema, das überall auf dieser Erde, wo immer Menschen leben, seine Lösung wird finden müssen.

Richard Neutra

Das sollten Sie wissen!

Kleinere Schnittwunden, Risse und Brandwunden heilen schnell, wenn sie gründlich gewaschen und mit einer sterilen Binde bedeckt werden. Größere Sorgfalt ist erforderlich, wenn Schmutz in die Wunde gekommen ist. Werden alle diese Schmutzteile nicht sorgfältig beseitigt, so kann eine Schmutztätowierung zurückbleiben. Man sorge also dafür, daß der Schmutz durch Einweichen der Hände in Seifenwasser und mit einer weichen Bürste oder einem weichen Waschlappen entfernt wird.

*

Verbrennungen zweiten und dritten Grades erfordern sehr viel fachmännische Sorgfalt, wenn Infektionen und häßliche Narben vermieden werden sollen. Ein einfaches, von vielen Ärzten angewendetes Hausmittel ist das gründliche Säubern mit Wasser und Seife. Ihm folgt das Auflegen einer sterilen Vaselinegaze, die von einer dicken Druckbinde festgehalten wird.

*

Bei der Behandlung von Erkrankungen der Hauttalgdrüsen (Akne) gibt es keinen Ersatz für Seife und heißes Wasser. Das gründliche Waschen reduziert die Talgdrüsentätigkeit. Außerdem löst und beseitigt es den öligen Stoff, der die Poren verstopft.



Seidenkaros - immer aktuell

Seidene Versionen des Gürtels

Trägt man noch Gürtel? Die Mode sagt nein. Sie lehnt bereits seit einigen Saisons die straffe Betonung der Mitte ab und hat im Zeichen des Empires und der kürzeren Röcke die Taille konsequent bis unter den Busen geschoben. Die Gürtel — jene breiten Lederriemen, mit denen man einstmals eine Wespentaille erzwang — haben ausgespielt. Zwar plant Paris ihr Come-back und schlägt die Betonung der natürlichen Taille durch Gürtel bis zu zehn Zentimeter Breite vor, aber in diesem Sommer wird man hauptsächlich einer weiblicheren Version des Gürtels huldigen, der Schärpe.

Breite, seidene Schärpen gehören zu unseren neuen Kleidern, denn sie führen den Stoff an den Körper heran. Manchmal beginnen sie in Taillenhöhe und reichen bis dicht unter den Busen. So bei den vielen, schönen Cocktailkleidern aus Faille, Duchesse, Satin oder Taft. Die Enden der Schärpe bindet man zu einer dekorativen Schleife oder läßt sie als Schals herabhängen.

Typisch für die Empirelinie sind Schärpen, die — aus der Seitennaht des Kleides kommend — etwas oberhalb der Taille beginnen, schräg nach oben geführt und unterhalb der Brust gebunden

werden. Aus getupftem Honan oder Naturseiden-Imprimé, aus kariertem Taft oder kleingemustertem Twill findet man sie vor allem bei den sommerlichen Straßenkleidern.

Auch dort, wo Jacke oder Bolero das Tageskleid ergänzen, macht man von anmutigen Schärpen Gebrauch. So etwa bei unserem hübschen, einfarbenen Tageskleid, bei dem man die naturseidene Tupfenschärpe durch den Bolero fädelt und vorn zu einer kecken Schleife bindet.

Modische Zutat: Samt

Auch dem Lieblingskleid schlägt einmal die Stunde. Eines Tages stellt man fest: Es muß etwas geschehen, das Kleid muß geändert werden!

Falls es sich bei Ihrem Lieblingskleid um ein schlichtes Cocktailmodell, ähnlich wie es die Zeichnung zeigt, handelt, ist die Verwandlung nicht schwierig. Wie gefällt Ihnen dieser Vorschlag:

Das Kleid bleibt, wie es ist, und erhält nur einen breiten, gezogenen Samtgürtel, der die hohe Taille andeutet. Große Samtblüten, in der Mitte mit glitzernden Straßknöpfen geschmückt, betonen die schwingende Rockweite. Diese Lösung ist besonders günstig, weil die Garnierung auszuwechseln ist. Man kann die Blüten auch weglassen und den Rock mit einer breiten Samtbandblende, die seitlich in einer Schleife endet, schmücken.



Ein schöner Rücken . . .

Die Badesaison 1959 hat begonnen. Während die Herren der Schöpfung ihre knappe Badehose aus dem Vorjahr ans Licht der Sommersonne ziehen, stehen die Frauen wie alljährlich wieder vor der Eva-Frage: Wie ziehe ich mich mit möglichst wenig Textilien möglichst vorteilhaft und attraktiv an? In vielen Modebädern ist die Bademode schon beinahe zum Kult geworden, so daß ein Badeanzug nicht ausreicht. Zwar fährt nicht jeder gleich an die Riviera, nach Westerland oder Travemünde, dennoch aber möchte sich jede Frau am Strand schick und modisch angezogen wissen.

In der diesjährigen Saison ist man von den allzu „figurformenden“ Panzern ein wenig abgekommen. Das „Korsett am Strand“ macht heute wieder leichteren Modellen Platz, die etwas mehr Bewegungsfreiheit geben. Man hat nämlich erkannt, daß eine nicht ganz so ebene Figur auch in elastischem Badegewande nicht elfenhaft aussieht, weil ja unter- und oberhalb des Badeanzuges Wind, Wellen und Augen freien Zutritt haben . . .

Eine andere Entwicklung scheint beinahe noch bemerkenswerter, nämlich die Tatsache, daß man immer deutlicher zwischen Modellen zum „Spazierenführen“ der Figur und den „echten“ Schwimmanzügen unterscheidet. Zwischen solchen Anzügen also, die das Wasser nur grüßen, und solchen, die tatsächlich auch hinein dürfen. Da sich für manche gepriesene Textilneuheit mit mehr oder weniger Dehnungseffekt vor allem das Salzwasser als nicht gerade förderlich erwiesen hat, schenkt man in diesem Jahr dem „klassischen“ Wollbadeanzug wieder mehr Aufmerksamkeit. Vor allem dort, wo es — wie gesagt — um das Schwimmen geht.

Er hat 1959 breitere Träger, runde Dekolletés, mitunter sogar kleine Ärmelchen, nicht mehr ganz so hochgeschnittene Beine oder gar eine schmale Verlängerung des Beines auf dem Schenkel — allerdings durchweg ein sehr tiefes, geschwungenes Rückendekolleté. Man muß also in dieser Saison — ob Schwimmer oder nicht — einen schönen Rücken haben.

Die „Strandläuferin“ führt auf hautengem, nicht mehr ganz so glänzendem Anzug dekorative, großblumige Muster, diverse Schleifen und Schleifchen, Blenden, Rüschen, Rockteilchen und andere neckische Garnierungen spazieren. Sie hat weiter gern Pumphöschen, die sogenannten „Bloomer“, mit denen sich für gewöhnlich die Zweijährigen im Sande vergnügen.

Für kühlere Tage erfreut sich die schmale, einfarbige oder gestreifte, gelegentlich

auch noch weitergehend gemusterte Hose großer Beliebtheit, die gern von einer leichten, feingestrickten, wollenen Pulli-bluse mit kleinen Ärmelchen und Kragen ergänzt wird. Auch angestrickte Kapuzen sind ungemein beliebt.

Wochenend und Sonnenschein

Knopflöcher sind so ungeheuer praktisch und beliebt, weil man wie bei einem Mantel im Nu aus ihnen aussteigen

kann, falls die Temperatur überraschend in die Höhe klettert. Für diesen vorausgeahnten Fall hat man statt der Wäsche im Sommer unter einem solchen Luftkleid seinen ein- oder zweiteiligen Strandanzug angezogen, in Form einer ärmellosen, tiefausgeschnittenen Sonnenbluse und der dazu passenden Shorts. Bei solcher Voraussicht ist man so beneidenswert umstellungsfähig, daß man jede Sonnenstunde voll genießen und seiner Haut zugute kommen lassen kann. Daß die tief angebrachten Taschenpartien ebenso wie Kragen, Revers und Knopfleiste weiß abgepastelt sind, rundet das sommerliche Bild kleidsam ab.

Kurzärmeliges, durchgeknöpftes Kleid aus marineblauem, knitterfreiem Popeline für den Ausflug ins Grüne



Neue Bücher der Büchergilde

im dritten
Vierteljahr 1959

Bruno Gay-Lussac Bitterer Wein der Nacht

Buch 469, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 262 Seiten, 4,50 DM

In einer seit Jahren verwaisten Gemeinde
in Frankreich wird ein Priester, dem der
Funke christlicher Liebe noch nicht erlo-
schen ist, zum Barmherzigen Samariter.

Thassilo von Scheffer Die Kultur der Griechen

Buch 470, Format 17,5 x 27 cm, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 574 Seiten mit 233 Ab-
bildungen, 13,50 DM

Beginnend mit Kreta und Mykene, führt
das Werk uns durch die Welt Homers bis
in die Blütezeit Griechenlands im 4. vor-
christlichen Jahrhundert. Es beschreibt und
deutet Ursprung und Entfaltung der grie-
chischen Religion und Dichtung, der bil-
denden Künste, der Philosophie und
Wissenschaft sowie der Formen des öffent-
lichen und staatlichen Lebens.

Erich Kästner Emil und die drei Zwillinge

Buch 471, Format 12,5 x 20,7 cm, Halbleinen
mit Schutzumschlag, 258 Seiten mit Zeich-
nungen von Walter Trier, 4,05 DM

Emil und seine Freunde sind zwei Jahre
älter geworden. Sie verbringen glückliche
Ferienwochen am Meer und haben wieder
Gelegenheit zu mancherlei Abenteuern
und zu einer „Aktion“, bei der einem
jungen Artisten durch die Solidarität der
Kinder aus einer schwierigen Lage gehol-
fen wird. Für Kinder ab 12 Jahre.

John Steinbeck Jenseits von Eden

Buch 462, Format 12,5 x 20,7 cm, 708 Seiten,
Ganzleinen mit Schutzumschlag, 8,10 DM

Dieser große Roman umfaßt die Zeit des
amerikanischen Bürgerkrieges bis zum
ersten Weltkrieg; er spielt zuerst auf einer
Farm in Connecticut, später in einem
kalifornischen Tal. Jede seiner Gestalten
ist eine aus dem Leben gegriffene Per-
sönlichkeit. Es geht um das uralte Pro-
blem, das daherrührt, daß der Mensch
zwischen Gut und Böse wählen kann.

Alexander Puschkin Die Hauptmannstochter und andere Erzählungen

Buch 463, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen,
452 Seiten, 4,50 DM

Nur zusätzlich zum Quartalsbuch für Mit-
glieder mit über einjähriger Mitgliedschaft.
Eine Auswahl von Erzählungen Puschkins,
die zu den Meisterwerken russischer Lite-
ratur gehören. Inhalt: Die Erzählungen
Bjelkins, Dubrowskij, Pique Dame, Die
Hauptmannstochter, Der Mohr Peters des
Großen.

W. Somerset Maugham Theater

Buch 464, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen
mit Schutzumschlag, 286 Seiten, 4,50 DM

Maugham, der Autor dieses fesselnden
Liebesromans einer großen Schauspiele-
rin, kennt die Welt des Theaters mit all
ihren Aufregungen, Intrigen, gespielten
und echten Leidenschaften.



Simon Carmiggelt

Einfach unerhört

Buch 465, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 272 Seiten, illustriert von Günter Stiller, 4,50 DM

In dieser Sammlung kurzer Geschichten erzählt der humorvolle Holländer von kleinen Begebenheiten des Alltags, von seinen Kindern und den lieben Nachbarn, von Katzen, von Paris und vielem anderen mehr.

Friedrich Schiller

Dramen II

Buch 455, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen, 436 Seiten, 6,15 DM

Der zweite Band der fünfbandigen Schiller-Ausgabe enthält die Wallenstein-Trilogie (Wallensteins Lager — Die Piccolomini — Wallensteins Tod) und „Maria Stuart“ sowie ausführliche Anmerkungen des Herausgebers, Prof. Benno von Wiese.

Friedrich Schiller

Dramen III

Buch 456, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen, 440 Seiten, 6,15 DM

Der dritte Dramenband enthält: Die Jungfrau von Orleans, Vorrede zur „Braut von Messina“ (über den Gebrauch des Chors in der Tragödie), Die Braut von Messina, Demetrius, Wilhelm Tell, Anmerkungen.

Die letzten beiden Bände der Schiller-Ausgabe erscheinen im Oktober. Die ganze Ausgabe wird zum 200. Geburtstag des Dichters vorliegen.

Michail Scholochow

Der stille Don II

Buch 466, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 912 Seiten, 8,10 DM

Der zweite Band dieses großen Epos zeigt das weitere Schicksal des Grigori Melechow. Es ist zugleich das Schicksal der Kosaken, das in diesem erschütternden Buch gezeigt wird.

Olivia Manning

Die Tauben der Venus

Buch 467, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 350 Seiten, 5,35 DM

Der Weg der einst schönen, verwöhnten Petta und der der jungen, lebensvollen Ellie stehen in eigentümlicher Beziehung zueinander durch einen Mann, den sie beide liebten und der sie beide enttäuschte.

Maurice Edelmann

Der Minister

Buch 468, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen, 372 Seiten, 5,35 DM

Bei einer Wochenendparty beginnt das dramatische Intrigenspiel unter rivalisierenden Parlamentariern, Journalisten und ehrgeizigen Frauen, in dem der Kabinetminister Michael Erskine Zug um Zug mattgesetzt wird.

Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkkruf 5477 (Frl. Schamberger).

Werner Bergengruen

Herzog Karl der Kühne

Buch 472, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 280 Seiten, 4,50 DM
Bergengruen zeigt das Leben Karls des Kühnen (1433—1477) wie auch das seiner bewegten Zeit, die für Europa von entscheidender Bedeutung war.

Walter Riezler

Beethoven

Buch 473, Format 12,5 x 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 400 Seiten und 8 Bildtafeln, 6,15 DM

Riezlers überzeugende Darstellung des „Klassikers“ Beethoven läßt dem Laien wie dem Kenner Persönlichkeit und Werk des großen Musikers lebendig werden. Wilhelm Furtwängler schreibt in seinem Vorwort: „In Beethovens Werken sind Seele und Musik eins geworden.“

Walter Läubli

Mallorca und Ibiza

— die goldenen Inseln

Buch 474, Format 23 x 28,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 122 Seiten mit 103 ganzseitigen Fotos, 9,45 DM

Die Bilder all der Städte, Häfen, Kirchen, Promenaden, Kastelle, Olivenhaine und Küsten werden neue Sehnsucht erwecken nach dem „letzten Paradies Gottes“.



Advent — so einen fröhlichen Namen möchte wohl mancher von uns gerne haben! Jeder, der ihn hört, stutzt unwillkürlich, und der eine oder andere verliert sich für einen Augenblick in ein versonnenes Lächeln: Advent! Für seinen Träger ist natürlich nicht das ganze Jahr über Weihnachten, aber er müßte gewissermaßen vorbestimmt sein für eine optimistische Haltung, weil sein Name ihn täglich und stündlich daran erinnert, daß irgend etwas Schönes eintreten könnte, heute oder morgen oder bald. So wie der erste Adventssonntag ja eigentlich der schönste von allen ist, weil er alles verspricht und der Höhepunkt noch so weit entfernt bleibt. Immerhin vermutet man richtig, daß solch ein Name einen versöhnlichen Einfluß haben kann auf einen Menschen, der seinen Talenten nach für etwas anderes als Betriebsarbeit bestimmt zu sein schien und vom Schicksal aus einem gelernten Glasmaler mit vielleicht künstlerisch bedeutender Zukunft zu einem Schildermaler im Hüttenwerk gestempelt wurde. „Der arme Junge“, sagte Hans Advent in unserer zur Bauabteilung gehörenden Anstreicherei, „nun kommt er noch in die Zeitung!“ Aber das Lächeln, das ihm dabei aus verschmitzten Augenwinkeln flimmerte, verrät, daß ihm die neugierigen Fragen am Ende doch Spaß machen und daß es ihm zur Freude und zum Sport geworden ist, alle Möglichkeiten einer irgendwo geopfert Karriere nun für den ihm zudiktierten Beruf auszuschöpfen.

**Achtung,
hier
wird
gearbeitet**



Meister Advent bei der Arbeit

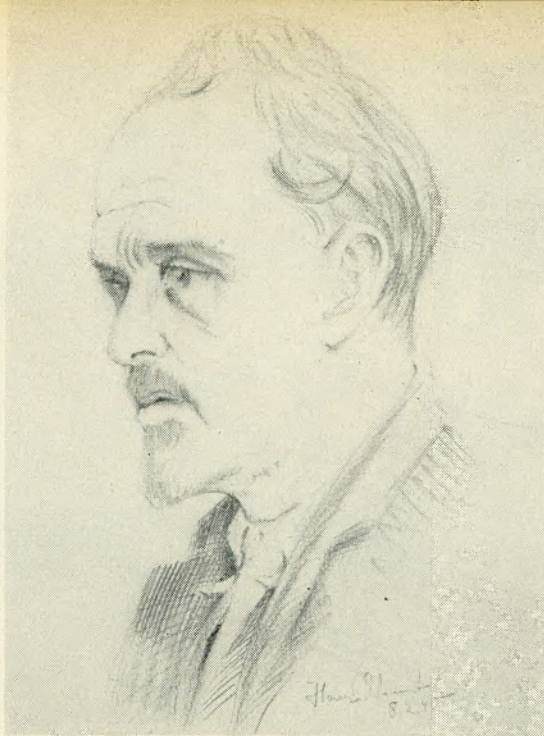
**In der Werkstatt für Unfallschilder, Spezialschilder
und Transparente**

**Er machte den Entwurf für unsere
Hüttenfahne**

Ganz gelegentlich gibt es ja auch im Hüttenbereich eine Glasmalerei zu machen. Das ist dann ein Leckerbissen, ein hors d'oeuvre, inmitten des täglich anfallenden, wenn auch aus vielen Bestandteilen komponierten und gutgewürzten Arbeits-Eintopfs. Und manchmal ist eine Hinter-Glas-Malerei in Spiegelschrift anzufertigen, die ja auch verstanden werden will, von den vielen Transparenten ganz zu schweigen, die für 50-, 40- und 25-Jahrfeiern immer wieder bestellt werden. Mit dem Entwurf für unsere Hüttenfahne hat sich 1946/47 unser Schildermaler Advent so wieso ein Denkmal gesetzt, das ihn lange überdauern wird. Wer sie am 1. Mai nicht hat fliegen sehen, der darf sie mal in der Hauptverwaltung hinter Glas bewundern. 1940 kam Hans Advent zu uns. Da sah es mit seinem Handwerkzeug böse aus: Ersatz für Pinsel, Ersatz für Farben, Ersatz für Leinöl. Na, die Luftschuttschilder, die er

Unser Fahnenträger Franz Wittchen mit unserer von Hans Advent
entworfenen Westfalenhütten-Fahne





den, oder wenn man Spezialschilder „aus dem Pinsel heraus“ zügig auf die Platte legt.

Eine Schablone nimmt man,

wenn es sich um mehr als vier Schilder gleichen Inhalts handelt. Das fällt bei Unfallverhütungsschildern an, bei denen zumal, die neuerdings überall da aufgehängt werden, wo besonderer Hinweis auf Gefahrenquellen angezeigt scheint: „Achtung, hier wird gearbeitet!“ — Die vom Werkpsychologen Esleben entworfenen Schilder an den Werkseingängen, die allwöchentlich ausgewechselt werden, halten Hans Advent auch in Atem.

Die für einmaligen Gebrauch bestimmten Schilder malt er horizontal, d. h. auf der Tischfläche, „floßt weg“. Was länger halten

... bei der schöpferischen Gestaltung seiner Freizeit



damals malte, und die Waggon, die er beschriftete, waren nicht für die Ewigkeit berechnet, und der Krieg ging ja auch mal zu Ende, nicht allerdings, ohne von dem Glasmaler Advent seinen Tribut verlangt zu haben: Bei einem schweren Bombenangriff im Mai 1944 büßte er einen Finger ein. Daß es einer der linken Hand war, blieb ein Glück. Denn mit der Rechten mußte er doch malen. Und weil er sah, daß man ihn brauchte und weil er vermutlich zu den wenigen gehörte, die einen Wink des Schicksals richtig zu deuten verstehen, blieb er bei uns und war „mit Lust und Liebe dabei“.

Lust und Liebe maß man nämlich haben, wenn man, fast ohne Vorzeichnung, mit breitem Plakatpinsel in elegantem Schwung die vielen Schilder schreibt, die z. B. bei unserm Marsch zum 1. Mai getragen wer-

soll, kommt auf die Staffelei und wird vertikal gemalt, wobei besondere Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß die Farbe eine Neigung hat, zu tropfen.

Früher waren die Schilder gelb und schwarz,

denn Gelb ist die „typische Unfallfarbe“. Sicherlich ist es gut, sie seit Beginn dieses Jahres ins Farbige abzuwandeln: Dann fallen sie mehr ins Auge.

Ob vor der Staffelei, ob an seinem, die ganze Fensterfront unterbauenden Arbeitstisch — der Maler Advent muß immer stehen, und das merkt man natürlich im Kreuz und in den Füßen. Der „Ausgleichssport“ besteht im täglichen Gang zum Werk und zurück. Von und bis zur Wohnung an der Funkenburg sind das immerhin zweimal am Tage 20 Minuten.

... bei seinem schönsten Bilde: der Rose aus dem Westerwald



Beim Aquarellieren in einer Waldlandschaft

mag der bald Sechzigjährige seinem in Zickzacklinien verlaufenden Entwicklungsgang nachsinnen: wie er 1914 im April aus der Glasmalerlehre und dann im August in den ersten Weltkrieg kam. Wie dann, weil er der Älteste war, nur für drei Jahre die Mittel zur Kunstgewerbeschule reichten, und wie man sich dann eben einordnen, abfinden und nach der Decke strecken mußte. Immerhin: Die schon auf der Volksschule entdeckte Neigung, nach dem Leben zu zeichnen, das Gebot des Meisters während der Lehre, immer ans Reißbrett zu gehen, auch in den Pausen, zeichnen, sehen zu lernen, hat sich für den Arbeitsplatz reichlich gelohnt, den das Leben für Hans Advent bereithielt.

Eine Herde
stolzer Minorcas



Das liebe Federvieh

Wenn ein passionierter Hühnerhalter in der Zeitung vom 3. April 1959 liest, daß in Bargfeld, Kreis Uelzen, eine Sussex-Henne ein Ei gelegt hat, das mit einem Supergewicht von 183 Gramm drei Eiern unserer normalen Sonderklasse gleichkommt, dann fragt er sich stirnrunzelnd: „Warum konnte das nicht meine sein?“ und: „Warum konnte meine das nicht?“ Denn ein passionierter Hühnerhalter denkt in Eiern, die von Hennen gelegt werden, und in Hennen, die Eier legen. Nach Wilhelm

Busch gibt er sich „viel Mühe mit dem lieben Federvieh, einesteils der Eier wegen, welche diese Tiere legen, zweitens, weil man dann und wann einen Braten essen kann...“; und weil er weiter keine höheren Zwecke verfolgt, braucht er nicht einmal, wie die Witwe Bolte, „einen stolzen Hahn dabei“! Suchen wir von den vielen Hühnerhaltern unserer Hütte einen heraus, dessen Garten und Häuschen uns am nächsten gelegen ist: im Schrebergartengelände Flurstraße.

Julius Windgaß, Buchbinderei, gehört zu den beneidenswerten Besitzern „grüner Zimmer“, die an und auf dem gepachteten Stückchen Erde das ganze Jahr über „zu murksen und zu krabbeln“ haben. „Man wird niemals fertig!“, welchen Glücksbereich umfaßt dieser Seufzer! Man will ja gar nicht „fertig werden“, weil das Glück des freiwilligen Ackerbauers und Viehzüchters aus dem Bewußtsein gespeist wird, daß immer „liebe Arbeit“ auf ihn wartet, Arbeit am Land und hier an den Hühnern. Früher waren es Tauben, zahm und sehr wohlerzogen in den 10 Jahren, die „Jule“ Windgaß hier schon seinen Acker bestellt. Aber schließlich will man auch mal „paar Eier“ haben. Man befragt sich also, entschließt sich für 15 weiße „Wyandotte“, die man als Eintagsküken erwirbt, man verwindet den Schreck, daß neun davon Hähne sind, man überlebt auch den Schock, den jeder Amateurmetzger erfährt, der auf dem Hackklotz ein von ihm (hoffentlich richtig!) beendetes Leben verbluten sieht. Man verspeist dieses erste Hähnchen eigenen Zuchtversuchs mit sehr gemischten Gefühlen und überläßt das Morden künftig einem hilfswilligen Nachbarn.

Klein, aber oho!
Wenn ich ein Hahn werde,
kann ich mal sehr kostbar sein



Jeden Morgen vor der Schicht

ist man im Garten, um das den Hühnern Nötige zu besorgen: frisches Wasser, einmal tags Weichfutter, abends Körner, je nach der Jahreszeit kürzere oder längere Rasenweide. Jeden Mittag nach der Schicht geht man wieder hin und wundert sich darüber, daß die Hühner nicht länger Gebrauch machen von der

Freizeit, die nun für ihren Herrn und Halter erst beginnt: Aber sie haben als Küken und Junghennen ebenso „die Uhr im Bauch“ wie als tüchtige Legehennen — sie gehen eben „mit den Hühnern“ zu Bett.

Dreunddreißig Geflügelzuchtvereine in Groß-Dortmund

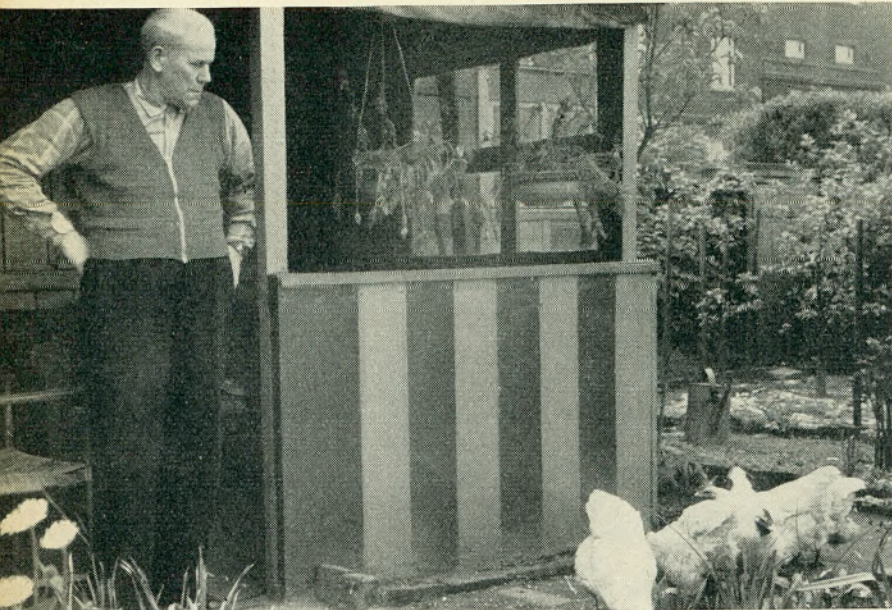
und Umgebung wird der Vorsitzende des Kreisverbandes, Karl Heiermeyer, diesen Sommer zu Wettbewerb und Ausstellung im Rahmen der Bundesgartenschau laden. Der älteste dieser Vereine ist der „Gallus“, und eines seiner ältesten Mitglieder Meister Richard Kirchhoff aus den Mechanischen Werkstätten. Schon sein Vater, früher in unserm Hammerwerk tätig, war ein Hühnerzüchter von solchem Format, daß der Sohn ihm genug ablernen konnte, um auf einer „Lokalschau“ 1920 Preise und pompöse Urkunden zu gewinnen. Damals saßen die Kirchhoffs mit ihren wertvollen Hühnern noch tief im „Böhmerwald“, der vor kurzem erst von Schrebergärtnern geräumt werden mußte. Meister Kirchhoff kann mit Stolz darauf hinweisen, daß er an und in seinem massiven Gartenhäuschen, das gar nicht aussieht wie ein Stall, jeden, aber auch jeden Handgriff selber getan hat. Dabei ist alles, was entstand — die künstliche Glucke, die drei Kükenställe, der getrennte Auslauf für heranwachsende Küken und „alte“ Hühner, die Sitzstange über dem vorschriftsmäßig mit Sand bestreuten Kotbrett, Wassertränke, Futtertrog und Legenest —, sozusagen nur



Der Hühnerzüchter Meister Kirchhoff mit dem stolzen Stammvater künftiger Minorcas

Meister Kirchhoff verabreicht Spezialdiät





Der Hühnerhalter: Buchbinder Julius Windgass mit seinen fleißigen Eierproduzentinnen

Der Hühnerfreund: Pensionär Wilhelm Dupré bewahrt seine Hühner vor den in der Springorumstraße von Straßenbahn und Schichtverkehr drohenden Gefahren



Kulisse und Requisit für einen Hühnerzüchter, der nach Meister Kirchhoffs Meinung „geboren werden muß“. Während er hämmert und sägt, klopft und gräbt, Drahtzäune zieht und Heizungssysteme „erfindet“, sind seine Gedanken auf die Ehre gerichtet, die er mit seinen „schwarzen Minorcas“

auf der Ausstellung einlegen will. Für eine solche Ausstellung muß man was opfern

können! Mühe sowieso und Zeit (Meister Kirchhoff ist früh schon um 5.20 Uhr für eine halbe Stunde bei seinen Hühnern und mittags gleich wieder), vor allem aber Geld. Die Hühner, deren Schlüpftermin so berechnet werden muß, daß sie nach sechseinhalb bis sieben Monaten „fertig“ sind, müssen für die Ausstellung gegen Hühnerpest geimpft werden. Für jedes Huhn ist außerdem ein blanker Taler Teilnehmergebühr zu zahlen. Und dann

kommt es darauf an, wieviel „Herden“ oder „Stämme“ man ausstellen will. In der Hühner-Fachsprache benutzt man für „Herde“ die Formel 1,4 und für „Stamm“ die Formel 1,2, wobei — o Schmach und Schande! — die Eins vor dem Komma für den Hahn steht und die Henne sich, aller Legetüchtigkeit zum Trotz, mit 0,1 begnügen muß.

Der „stolze Hahn“

ist bei Meister Kirchhoff gleich doppelt vorhanden. Der, der „in Reserve“ gehalten wird, bleibt eine Woche lang im Stall, während der andere bei den Hennen Schicht hat. Dann wird der für eine Woche eingesperrt, und der Reservehahn übernimmt die Herrschaft über sein Volk samt allen Pflichten. Ein Züchter so edler Rassen darf das Risiko nicht eingehen, ohne Hahn dazustehen. Für den aus dem „Siegerhahn Köln 1957“ stammenden Ersatzhahn mußte Meister Kirchhoff auch was „opfern“! Der andere Hahn stammt aus England. Nach dem Kriege bedurfte es nur eines freundlich fragenden Schreibens an englische Fachkreise, um an Bruteier zu gelangen. Mit Zoll kosteten sie 6,— DM das Stück.

Die „schwarzen Minorcas“, auf den spanischen Balearen, sozusagen nebenan von Mallorca, beheimatet, sind eine überaus elegante Hühnerrasse mit tiefschwarzem, in der Sonne grünlich schimmerndem Gefieder. Reicher Behang und viele Schwanzfedern verraten die Kraft des Hahns, die „in die Küken geht“. Jedes dieser prämierten Spätbruttiere legt große Frühstückseier von 65—70 Gramm Gewicht; es sind auch schon „Rekorde“ von 92 Gramm erzielt worden.

Ja, eine Eierwaage

gehört dazu, und genaue Brutvorschriften: 21 Tage Brutzeit, 6 Wochen im Kükenstall, freier Auslauf, nach 12 Wochen Trennung. Und Futterpläne: Weichfutterabfälle mit Legemehl, abends Mischfutter aus Weizen, Gerste, Hafer; Mais nur im Winter.

Während der Zuchtzeit, von Februar bis zum 15. Mai, kommen Meister Kirchhoff und seine ihm treulich helfende Frau aus den Elternfreuden nicht heraus: Fast jeden Samstag schlüpfen Küken aus. Soviel Wert man sonst auf Hähne legt — hier kann man sie eigentlich nur im Singular brauchen. Also muß, was keine Eier legen kann, mit wenigen Ausnahmen geschlachtet werden. „Da bin ich hart“, sagt Meister Kirchhoff und befördert die Hähnchen ins Jenseits. Von diesem Gesichtspunkt aus lohnt sich doch nicht, als 1,0 auf die Welt zu kommen, und das mag manche 0,1 mit der betrüblichen Tatsache versöhnen, daß sie nicht krähen kann!

Das Nest unter der Kranbahn

„Wir wohnen wieder im Kalten Mischer“, sagte in diesem Frühjahr der soeben in den Dortmunder Tonwerken, Scharnhorst, angekommene Herr Rotschwänzchen zu seiner Frau. „Aber der Kran“, jammerte sie, „der kommt immer so dicht ’ran!“ — Dafür ist es sein Pfeiler, auf dessen Querbalken unsere Wohnung liegt. Und hat er dir vielleicht im vorigen Jahr was getan, der Kran?“ — „Nnnnei-ei-n...“ — „Na also. Da ist ja die Nische, heil und unversehrt. Ja, Stahlskelett bleibt Stahlskelett. Wenn die große Tür der Werkshalle offen ist, fliegen wir da durch. Sonst durchs Dach oder durch das faustgroße Loch da in der Mauer.“

Eines Tages hörten die Männer im Kalten Mischer, daß sich das ihnen lieb gewordene „Zirrrpizirrr“ vervielfachte. Drei hungrige Schnäbel schrien nach Futter. Vater und Mutter Rotschwänzchen flogen ab und zu, Vater ohne jede Scheu vor dem Kran. Mutter fütterte nur, wenn der Kran an der anderen Seite der Werkhalle hielt. Die Kleinen klappten den Kran von ihrer ersten Lebensminute an. Er kam, er fuhr, er kam, fuhr. Und draußen, jenseits der Mauer, durch die Vater und Mutter kamen oder verschwanden, war die Welt.

Wie sie das wohl machen würden mit dem Fliegenlernen? Höchst einfach: „Guck mal, da sitzt einer von den Kleinen auf dem Steinhäufen.“ — „Wird wohl ’runtergefallen sein.“ — „Den müssen wir wieder ins Nest setzen. Gib doch mal dem Kranführer Bescheid, daß er mich abholt.“ Einer von der Morgenschicht griff sich das Junge, trug es durch die ganze Länge der

Halle, kletterte wohl fünfundzwanzig Meter Steigleiter hinauf und machte mit ihm eine Kranfahrt bis hin zum Nest. Der aus dem Fenster gestreckte Arm war gerade lang genug.

Im gleichen Augenblick, als das gerettete Vögelchen wieder im Nest saß, schwirrte sein kleiner Bruder am Kran vorbei, und „prrr“ war auch der mit mühevoller Sorgfalt geborgene wieder auf die Erde geflattert, gefallen. Er war jedenfalls unten angekommen. Der dritte muß unbeachtet mit hinausgeschlüpft sein, als die große Hallentür weit geöffnet wurde.

Am andern Morgen tummelte sich die ganze fünfköpfige Familie vor dem Kalten Mischer, die Alten eifrig fütternd, die Kleinen fleißig übend. Das Holzhäuschen des Werkschutzes gab eine prima Abflugbasis ab.

Im Kalten Mischer rechnen die Männer damit, daß sie bald wieder Untermieter haben, denn Rotschwänzchen brüten zweimal im Jahr.

Was mag für Rotschwänzchen so besonders anziehend an der Technik sein? Immer wieder findet man sie an Orten brüten, die für ein glückliches und ungestörtes Familienleben durchaus nicht geschaffen scheinen. Im Februar 1932 schon berichtete „Hütte und Schacht“ aus einem Walzwerk in der Steiermark, dessen Produktion um ein Haar gefährdet worden wäre, weil sich die Belegschaft weigerte, ein bestimmtes Profil zu walzen: Im Zapfen wäre ein Lunker, und im Lunker hegte eine Rotschwänzchenmutter ihre Kleinen! Man

hielt Kriegsrat und beschloß, es mit einer Kompromißlösung zu versuchen: Das Profil mußte gewalzt, die Vogelfamilie mit Geschick und Takt umquartiert werden. Ein liebevoll ausgepolstertes Nistkästchen wurde an einen sicheren Platz unter Reservewalzen gesetzt, nachdem derjenige, der von den „rauen Hüttenleuten“ die behutsamsten Hände hatte, die vier Jungen hineingebettet hatte. Rasch hob ein Kran die benötigten Walzen weg... Was tat nun Mutter Rotschwänzchen? Würde sie die von Menschen berührten Jungen sich selber überlassen? Sie hatte vom Dach aus mißtrauisch verfolgt, was mit ihrem trauten Heim geschehen war. Die Kleinen schrien aus dem neuen Nest genauso hungrig nach Futter wie aus dem alten, und ihr kleines Vogelherz fing wohl auch die Wellen von Sympathie auf, die aus den Herzen der Walzer zu ihr gingen. Schließlich hatten sie um ihrer Familie willen fast einen Streik vom Zaune gebrochen... Mutter Rotschwänzchen tat, als wenn nichts gewesen wäre.

Vor einigen Wochen wurde aus dem Lande Oldenburg eine ähnlich vogelfreundliche technische Tat gemeldet. Da eine Storchenfamilie ausgerechnet zwischen Telegrafmast und -draht wohnen wollte, mußte man entweder auf die telegrafische Verbindung so lange verzichten, bis die Kinder flügge geworden wären, oder... Es war ein Bild dabei, auf dem zu sehen war, wie eine Umgehungsleitung verlegt wurde. Schließlich braucht auch die Bundespost Nachwuchs — und wer kann es sich leisten, Adebars zu vergrämen?!

AUS UNSERER HEIMAT

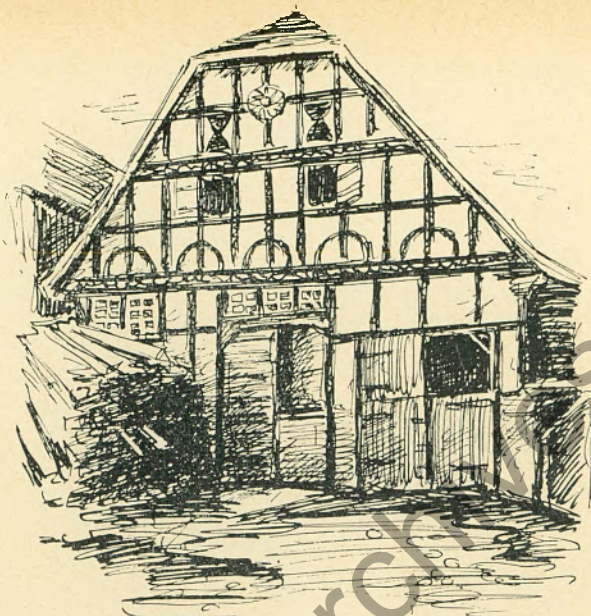


Abb. 2

Das bucklige Land

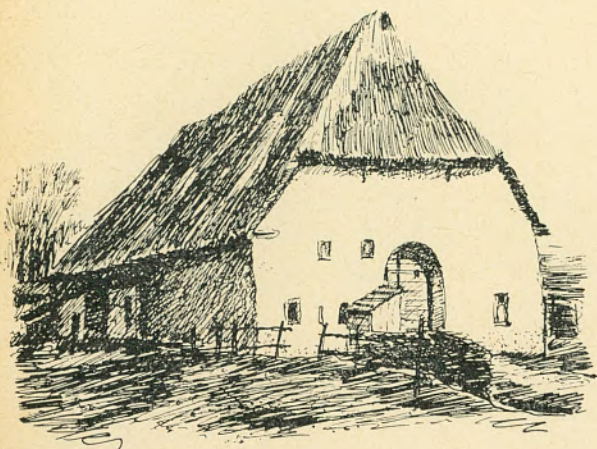


Abb. 1

Jahr um Jahr wanderte ich wochenlang durch das Sauerland, fast immer zu verschiedenen Jahreszeiten. Es war jedesmal ein Erlebnis. Die Abstufungen vom dunklen Kieferngrün bis zum zarten Grün des jungen Laubwaldes und dem vielerlei Grün der Getreidefelder waren immer von besonderem Reiz. Um seine volle Pracht zu erleben, muß man einmal im Hochsommer dort einen Berg sehen, überschüttet mit der hochgewachsenen Digitalis, dem lilaroten Fingerhut, manchmal durchsetzt von gleichfarbigen Weidenröschen, die nicht aufhören wollten zu blühen, die bunten Wiesen und die eigenartigen, schwarz-weißen Fachwerkhäuser.

Das Bauernhaus

mit seinen weißen Gefachen, seinen schwarzen Balken und grünen Schlagläden ist wirklich eine eindrucksvolle Inschrift, „hineingeschrieben in das Auf und Ab der Jahrhunderte“ oder, wie Julius Möser sagt: „Wie ein Lied in einem höheren Chor.“ Wir haben es in diesem Auf und Ab der Jahrhunderte mit mancherlei Stilen zu tun und mit verschiedener Materialverwertung. Es ist zu bedenken, daß das Sauerland, „das bucklige, aber schöne Land“ — um mit Grimme zu sprechen —, von hohen Kulturzentren — Soest, Paderborn und über das Siegerland hin — aus

dem süddeutschen Raum umgeben war, der Sauerländer aber aus wirtschaftlichem Zwang und Charakterveranlagung nicht nur diese Gegend, sondern weit hinauf zum Osten die Welt durchzog. So liest man, daß die bis dahin unbekannte Kunst des Mauerns, vor allem die schwere Kunst des Bruchsteinmauerns, etwa im 15. Jahrhundert im Sauerland bekannt wurde. Sie kam von Norditalien über die westliche Schweiz entlang der deutsch-französischen Grenze und dann durch die Eifel hierher. Es ist anzunehmen, daß damals im mittleren und westlichen Sauerland die Steinhäuser vorherrschten.

Als ein klassisches Beispiel aus dieser Zeit kann man wohl das Bauernhaus in Danklin bei Herscheid bezeichnen (Abb. 1) mit seinem genauso tief herabgezogenen Walmdach, als es der Ausgewogenheit der Giebelseite keinen Abbruch tut, mit den sparsamen, kleinen Fenstern und der schön gerundeten Dielentür. Es hat ein Gesicht wie aus Urväterzeiten, behäbig, vertrauenerweckend und doch irgendwie die Phantasie beflügelnd, als huschten bei Nacht mancherlei Geister um das Haus. Ein anderes Bauernhaus in Danklin, in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges erbaut, aus festgefügttem Fachwerk, zählt zu den ältesten Giebelhäusern des Sauerlandes, kühl und sachlich, von geradezu

klassischen Proportionen, den Einbau der kleinen Stallfenster einbegriffen. Über dem Ulenloch kreuzten sich als sparsame Giebelzier zwei Pferdeköpfe. Nichts läßt mehr die Schrecken des furchtbaren Krieges ahnen, der seine Jugend verdunkelte.

Die Zimmermannskunst,

die sich hier so eindrucksvoll aus dem Jahre 1618 (teilweise erneuert) darbietet, kam aus Paderborn ins östliche Sauerland. Im 18. Jahrhundert brachten die wandernden Sauerländer dann das Wissen und Können um das leichter gefügte, anmutig verstreute Stockwerkhaus aus dem Hessischen mit und ließen nun ihrer Phantasie die Zügel schießen. Man sieht es an dem noch mit einem angedeuteten Walmdach versehenen Haus zu Olpe (Abb. 2), an welchem die Mitte durch eine Rosette betont wird.

Diese Betonung der Mitte findet man von nun an in gesteigertem Maße als typisches Merkmal des Sauerländer Fachwerkbauwerks an den Häusern aus dieser Zeit. Ein charakteristisches Beispiel tritt uns in dem Haus in Herrentrop bei Kirchhundem entgegen (Abb. 3). Die symbolische Ausgestaltung der Mitte, vertikal von der Giebelspitze zur Dielentür, ist einzigartig. Man wäre versucht, ihr den Namen „Symbolsäule“

zu geben. Wenn wir die Benennung Symbolsäule einmal beibehalten wollen, so ist es interessant, festzustellen, wie der Flachschnitzer als Spitze dieser Säule das Giebeldreieck benutzte, wo früher im strohgedeckten Walmdach das Ulenloch saß. Im Schnittpunkt des darunter angebrachten Rosettenkreuzes erscheint das Auge Gottes im symbolischen Dreieck. Der Säulenschaft trägt untereinander in Rosettenform verschiedene Symbole, unter anderem das Zifferblatt einer Uhr, das an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt, das Christuszeichen, das an die Hoffnung auf das ewige Leben erinnert, ein Herz, weil alles mit Liebe geschaffen sein soll. Auffallend ist ebenfalls an verschiedenen Häusern dieser Art, daß

die Dielentür

in der Mitte und doch nicht genau in der Mitte liegt. Oft ist sie fast um ein ganzes Gefach seitlich verschoben. Hierdurch kommt etwas Bewegung in das Frontbild. Zusammen mit den unruhigen Verstrebungen, den sogenannten „halben, wilden Männern“, könnte man sagen, es sei eine Charakteristik des sauerländischen Menschen.

Zu dieser Charakteristik trägt auch nicht wenig die Spruchfreudigkeit bei, die im Text und in der Anordnung Wesentliches aussagt. Seltsame Verbindungen würden sich ergeben, wenn man den Urquellen des Brauches und der Verschiedenartigkeit der Verse nachspüren wollte. Man würde, wie Paul Bender schreibt, auf ungeahnte Zusammenhänge stoßen, die bis zu der Dichtung der Humanistenzeit, in die mitteldeutsche Poesie, in die lateinischen Scherze und Rätselfragen der Mönche vor 1000 Jahren, ja sogar bis in die alten Dichtungen der Angelsachsen, stellenweise auch in griechische Handschriften aus dem alten Byzanz hinaufführen oder zeigen, wie die Weisheit alter Philosophen Griechenlands immer wieder in neue Formen gegossen wurde.

Eine Torinschrift

in Allagen (Abb. 4) lautet: „Die macht der Pferde und futter guth — Erhalt o herr mit deiner Huth. Wer sein Vieh Thuet Fleisig weiden, der wird nie Mahls hunner (Hunger) Leyden.“

Andere Sprüche lassen vermuten, mit wieviel Haß und Neid sich die Einheimischen auseinanderzusetzen hatten, z. B. in Nordenau: „Wenn Haß, Mißgunst und Neid tät brennen wie Stroh und Feuer, wäre das Holz nicht allzu teuer.“ Beachtenswert ist eine andere Hausinschrift: „Saxones duci volunt, non cogi.“ (Die Altsachsen wollen geführt, nicht vergewaltigt werden.) In der Art und Form ihrer Aussage charakterisieren Inschriften und umrankte

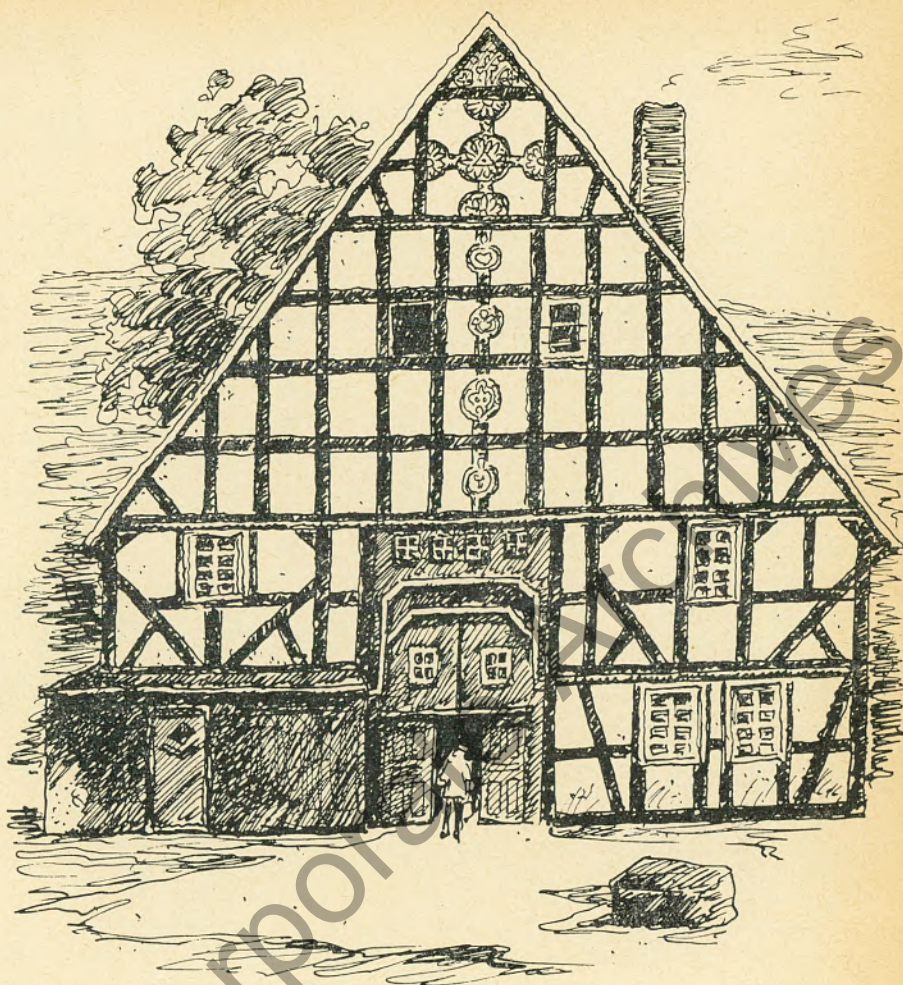


Abb. 3

Ornamente jeweils die Zeit, in der sie entstanden sind. Sie sagen von den Menschen das an Seelenkämpfen so reichen 16. Jahrhunderts aus, vom pietistischen Zeitalter, von der bäuerlichen Hochblüte im 17. und 18. Jahrhundert, während die Bürger in den Städten ihrer schönen, bunten Fronten bereits müde geworden waren.

Es handelt sich nicht nur um Sprüche, die die Giebelseite des Bauernhauses so wirkungsvoll unterteilen und gleichzeitig schmücken, wer oder welches Ehepaar es gebaut, in welchem Jahr und „im Gottvertrauen und zu des Höchsten Ehr“ ist da zu lesen und häufig auch, daß die hl. Agatha es vor Feuer und Brand, die Menschen vor Sünd und Schand bewahren möge. Man findet auch oft die Anfangsbuchstaben der Hl. Drei Könige C. M. B. oder als Symbol hierfür drei achtrahlige Sterne wie über der Dielentür in Allagen. Man lasse sich nicht durch das humorige Gedicht von Plessmann abschrecken: „Als Satan den Herrn versuchte, nahm er zwei Gebiete aus: das Sauerland und das Münsterland:

Das Sauerland mit seiner Ruhr und seiner kräft'gen Waldnatur
Bewahr' ich mir für alle Not
Als eigen Stammland und Allod.
Dort wohnt ein ganz verteufelt Volk,
Das paßt in meinen Höllenkolk.“

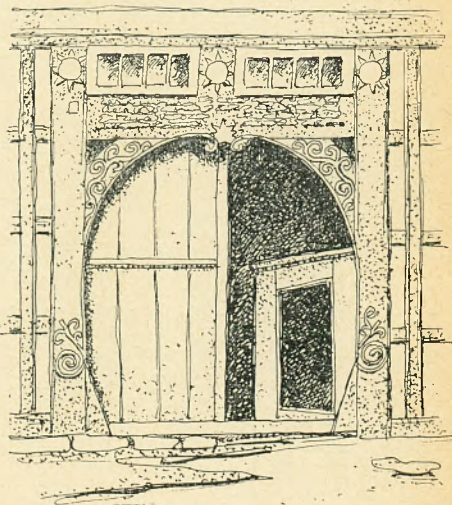


Abb. 4

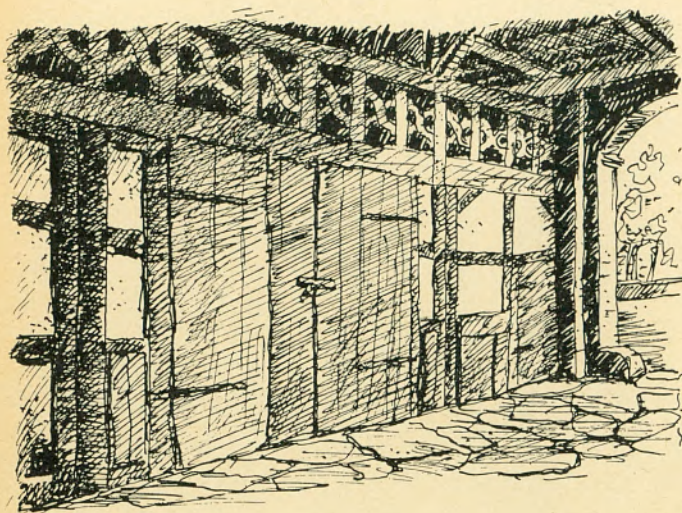


Abb. 5

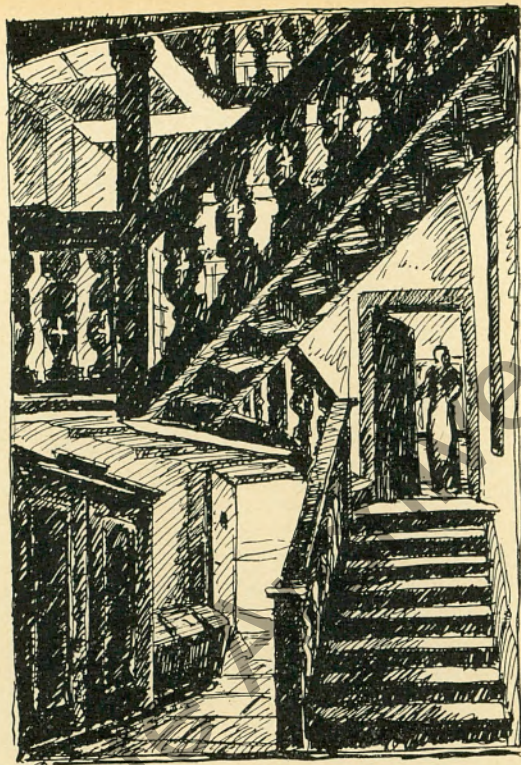


Abb. 6

Sauerländer sind freundliche Menschen

Falls es gelingen sollte, mit ihnen ein wenig ins Gespräch zu kommen, so kann man auch das Glück haben, schöne Dinge in den Innenräumen zu entdecken, wie z. B. die köstliche Tennenwand im Hause Rocholz, Gevelsberg (Abb. 5), oder eine schwere, eichene Deelentreppe (Abb. 6), eine Küche

mit dem wohlgeformten Barockschrank und den passenden Türen wie im Hause Harkorten, Haspe, wo sogar die in die Wand eingelassenen Salzfässer durch entsprechendes Schnitzwerk angepaßt sind (Abb. 7). Man kann jede Art Truhe finden, angefangen von der gotischen Stollentruhe, die das Heimatmuseum in Hagen erworben hat (Abb. 8), bis zu den

Radkoffern, teilweise rotgründig bemalt wie z. B. im Jagdschloß Siedlinghausen bei Winterberg.

Auch die Nebengebäude

sollte man nicht übersehen, vor allem nicht das sogenannte Backhaus (Abb. 9). Man baute sehr feste, zwei Stockwerke hohe Speicher — sie waren oft die ersten Stein-

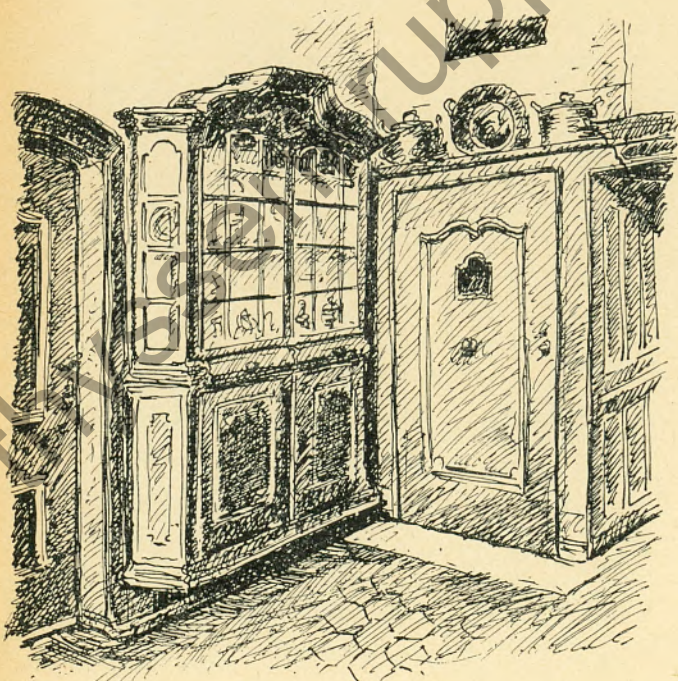


Abb. 7

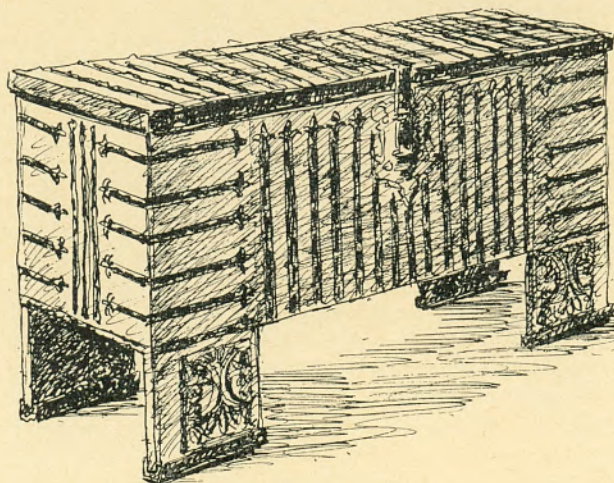


Abb. 8

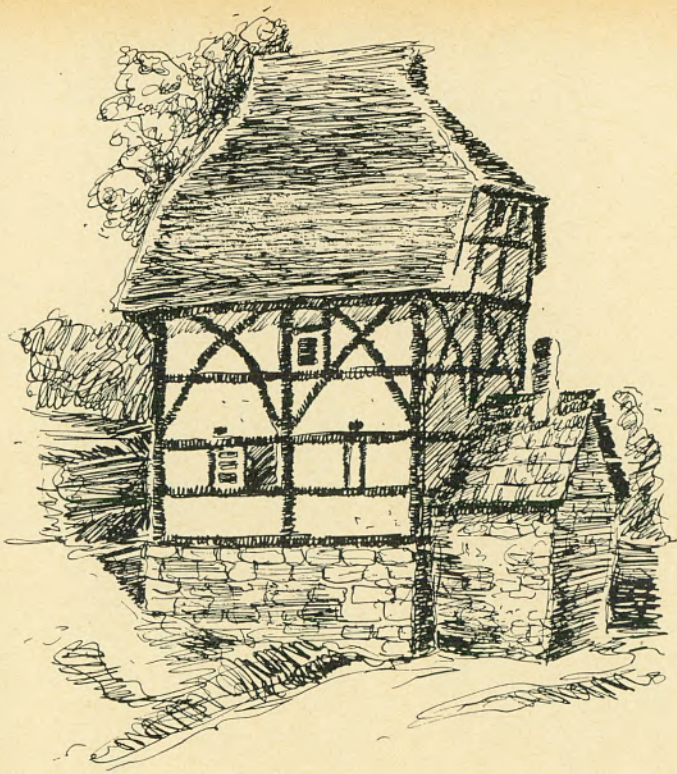


Abb. 9

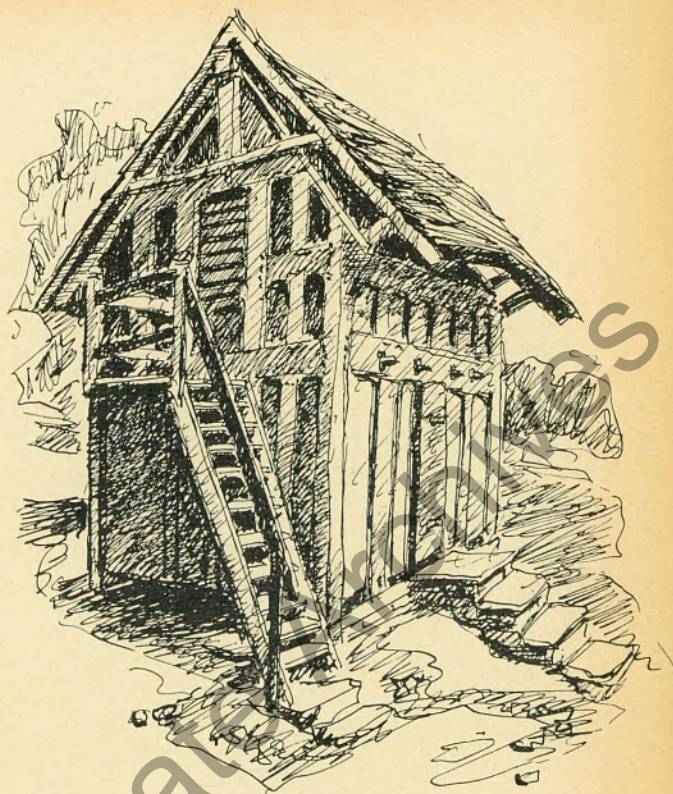
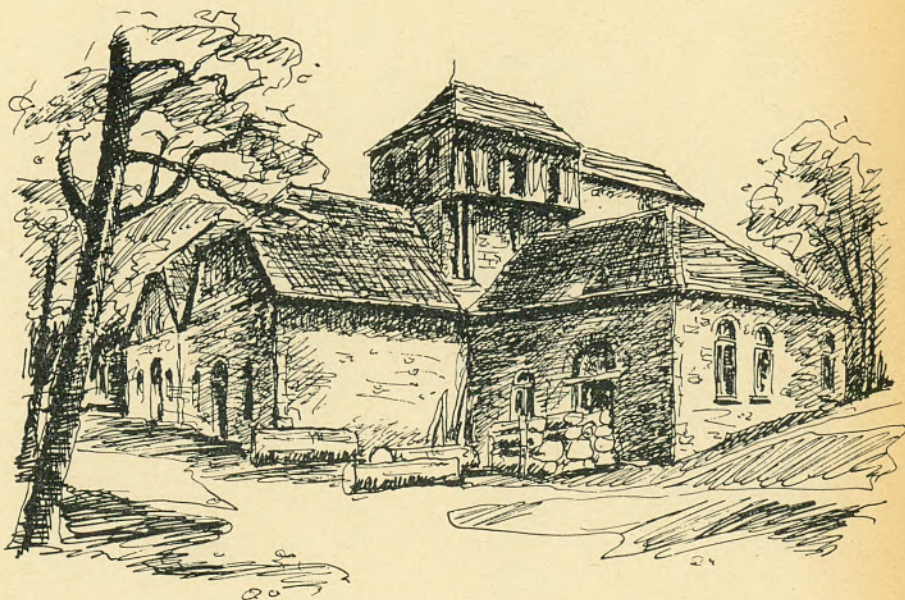


Abb. 10

häuser auf den Höfen —, die nach außen kleine, schöne Wohnhäuser darstellen, in denen man sehr häufig unten die Backstube einrichtete, oben vor allem die Lageräume für das Saatkorn und daneben einen heizbaren Raum als Zuflucht in Kriegzeiten oder bei Hofbrand und als Versammlungsraum für Besprechungen, die keine Lauscher vertrugen. Das Haus war in früheren Zeiten von einem Wassergraben umgeben und scheint sogar mit Schießscharten versehen gewesen zu sein. Es kann auch sein, daß man einen immer seltener gewordenen

Haferkasten

vorfindet (Abb. 10), in dem Korn und sonstige Bestände trocken aufbewahrt werden konnten. Stets war es ein Blockhaus aus Eichenholz, unten von kurzen Pfosten gelüftet, nicht heizbar und oft ohne jegliche Verwendung von Metall gebaut. Eine Außentreppe führte ins Obergeschoß. Über die das Gepräge des Sauerlandes so stark mitbestimmende Industrie kann an dieser Stelle nicht ausführlich gesprochen werden. Da wir aber so viel über alte Häuser gehört haben, möchte ich noch eines der beliebtesten Ausflugsziele erwähnen: das Hönnetal und in ihm das älteste unter Denkmalschutz stehende Hüttenwerk, die Luisenhütte in Wocklum bei Balve (Abb. 11), deren Besitzer die Grafen von Landsberg-Velen sind. 1865 wurde die Hütte stillgelegt, da sie nicht mehr konkurrenzfähig war.



—L. T.— Abb. 11



Ein Wiedersehen mit Helgoland

Steilküste mit „Langer Anna“

„Muß i denn, muß i denn“ — mit diesem Lied verabschiedet sich unser stolzer Dampfer, die „Wappen von Hamburg“, von der „Alten Liebe“ bei Cuxhaven und nimmt Kurs auf Helgoland. Ja, es war schon immer mein Wunsch, Helgoland nach all den bösen Jahren einmal wiederzusehen. Vor 22 Jahren, im Jahr der Olympiade, stattete ich dieser Insel zum letztenmal einen Besuch ab; und nun hatten wir das Jahr 1958. Wie mag es jetzt wohl auf der Insel aussehen? Wir alle wissen, daß das Schicksal hart mit Helgoland und seinen Bewohnern gespielt hat. Ich selbst hörte bei einem Ferienaufenthalt in Cuxhaven 1949 aus der Ferne das Bersten und Krachen der explodierenden Bomben, denn damals war die Insel Bombenziel der Engländer.

Nun führen wir auf Helgoland zu, passiert die Inseln Neuwerk und Scharhörn und sahen aus der Ferne die Feuerschiffe „Elbe 1, 2 und 3“. Nach knapp 2½ Stunden herrlicher Fahrt erreichten wir die Insel. Rasselnd fielen die Anker auf der Reede von Helgoland. Flinker Kutter legten an den Schiffsporten an, um die Passagiere auszubooten. In schaukelnder Fahrt ging es der Insel entgegen; wir waren am Ziel.

Durch die freundliche Vermittlung der Herren von der Cuxhavener Presse stellte sich mir der Leiter der Kurverwaltung von Helgoland für einen Rundgang um die Insel zur Verfügung. Während er mir das Oberland und Unterland der Insel zeigte, erzählte er vom Schicksal der Bevölkerung, von dem Verdienst der Behörden, Verbände und Persönlichkeiten um den Wiederaufbau der Insel, von den Schwierigkeiten beim Wiederaufbau, von den bisherigen gewaltigen Leistungen und von der zukünftigen Planung.

Doch möchte ich nunmehr der Reihe nach wiedergeben, was mein freundlicher Begleiter erzählte und mir zeigte:

Die einschneidenden Ereignisse für Insel und Bewohner brachte die neueste Geschichte. Bedeutete schon der erste Weltkrieg mit der Evakuierung der gesamten Bevölkerung ein hartes Los,

so wurde dieses durch die Ereignisse des 2. Weltkrieges mit nachfolgender Evakuierung der Inselbewohner um ein Vielfaches übertroffen. Lange Zeit schien es, als sei die Geschichte der Helgoländer zu Ende und sei auch an ein wiederaufkommendes Leben auf Helgoland selber nicht zu denken. In über 150 Ortschaften des Bundesgebietes und darüber hinaus führten die Insulaner das harte Leben der Flüchtlinge ohne Bindung zur Heimat, ohne Existenz und praktisch ohne wirkliche Tuchfühlung zueinander.

Daß hier

ein Wandel zum Guten

eintreten konnte, ist das Verdienst vieler Behörden, Verbände und Persönlichkeiten im In- und Ausland, und nicht zuletzt zahlreicher Helgoländer, die sich um die Freigabe der Insel zur Wiederbesiedlung nachhaltig und mit großer Ausdauer tatkräftig bemühten. Vielleicht kann es auch als eine Fügung des Schicksals genannt werden, daß sich durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse eine Änderung in der Auffassung bezüglich Helgoland durchsetzte. Jedenfalls wurde Helgoland mit dem 1. März 1952 an die Deutsche Bundesrepublik zurückgegeben, womit der Weg zur Wiederbesiedlung frei wurde.

Helgoland ist eine Insel, die — mitten in der Deutschen Bucht — den großen Strömen Elbe und Weser vorgelagert ist und im Schnitt etwa 70 km vor den Küsten liegt. Schon daraus ist ersichtlich, daß der Wiederaufbau größere Schwierigkeiten bringen mußte als der Aufbau irgendeiner Ortschaft auf dem Festlande. Den tatsächlichen Umfang all der Schwierigkeiten kann jedoch nur der ermesen, der die Insel in ihrem Zustand vom Frühjahr 1952 kennengelernt hat.

Damals war die Insel im wahrsten Sinne des Wortes ein Meer von Trümmern, war praktisch kein Haus mehr bewohnbar, gab es

Das alte Helgoland
vor dem Kriege: Fischerhäuser

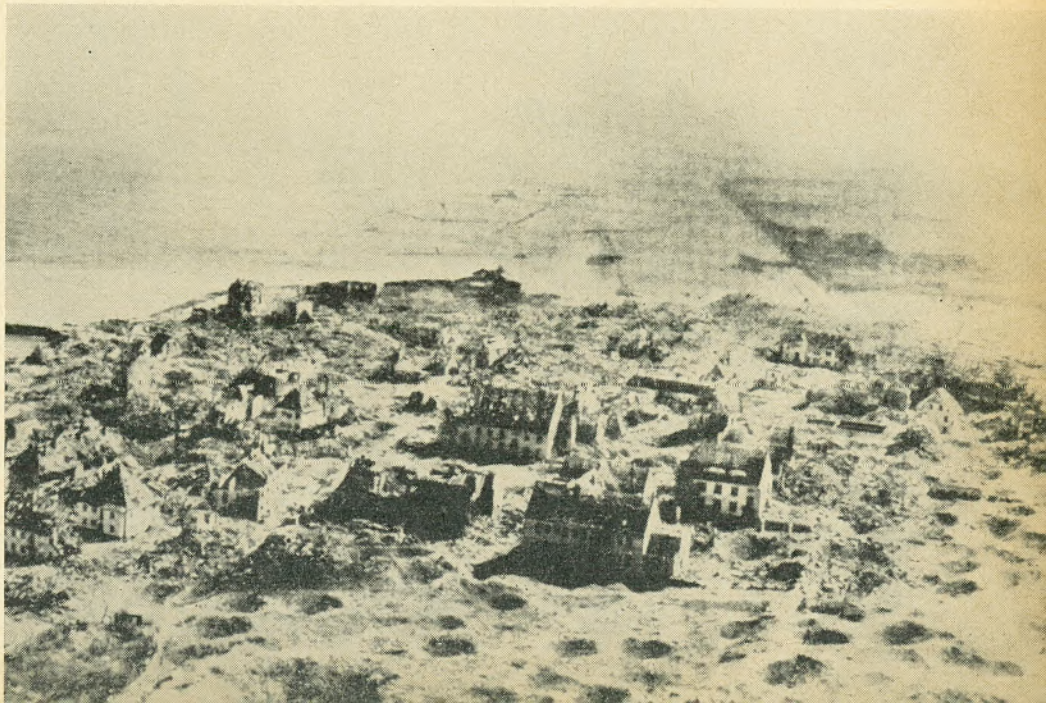


kein elektrisches Licht, kein Wasser, kein Telefon, war kaum noch ein Stück von einer Straße erkennbar und das gesamte Gelände mit unzähligen von Bombenblindgängern und anderen Sprengkörpern verseucht. Selbstverständlich hatte auch die Struktur des Felsens unter den Tausenden von Bomben wesentlich gelitten; selbst die Hafenanlagen waren nahezu vollständig zerstört. Es hat damals zahlreiche Fachleute gegeben, die den Aufbau der Insel aus all diesen Gründen für bedenklich hielten. Für alle war jedoch zu erkennen, daß er nur durch großzügige Unterstützung der maßgeblichen Stellen erfolgreich durchgeführt werden konnte. Es ist letzten Endes die Tatsache, daß sich die Bundesrepublik Deutschland entschloß, die

erheblichen Mittel für den Wiederaufbau

Helgolands bereitzustellen, die Voraussetzung dafür gewesen, daß das Leben auf der Insel wieder beginnen konnte.

Den Anfang machten 20 Helgoländer, die am 1. März 1952 mit einem Rettungsboot nach Helgoland übersetzten. Diesen und den nachfolgenden „Pionieren“ blieb es vorbehalten, die Grundlagen für das neu aufkommende Leben auf Helgoland zu schaffen. Von provisorischen Unterkünften aus, auf spärlichen und unregelmäßigen Nachschub vom Festland angewiesen, führten sie unter großen Entbehrungen ihre Aufgaben durch. Es galt, im Laufe der Monate Unterkünfte für die Bauarbeiter zu schaffen, Telefonverbindungen mit dem Festland herzustellen, ein provisorisches E-Werk und ein Behelfsrankenrevier aufzubauen; es war aber auch auf dem Sektor des Wasser- und Schiffsamtes erforderlich, die zertrümmerten Kaianlagen zunächst so weit instand zu setzen, daß auch hier die Voraussetzungen für größere Arbeiten und das Anlaufen zahlreicher Schiffe geschaffen wurden. Alle diese Arbeiten dauerten monatelang, konnten jedoch noch im Laufe des Jahres abgeschlossen werden.



Das zerstörte Helgoland:
Oberland



Moderne Geschäftshäuser: Unterland

Parallel zu diesen Maßnahmen wurden auf dem Festland die Rechtsgrundlagen für Aufbau und Wiederbesiedlung in Angriff genommen. Schon im März 1952 wurde das Gesetz über den Wiederaufbau und die Wiederbesiedlung der Gemeinde Helgoland vom Schleswig-Holsteinischen Landtag verabschiedet. Zugleich wurde aber auch mit der Erarbeitung der Aufbau- und Durchführungspläne begonnen.

Helgolands Aufbau ist sicherlich wesentlich schwieriger gewesen als etwa die Kolonisierung eines nordamerikanischen Geländes Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nicht nur, weil man hier nicht frei schalten und walten konnte und allgemein auf die angestammten Rechte der früheren Bewohner Rücksicht zu nehmen hatte, sondern auch hinsichtlich der Aufstellung der Pläne und in bezug auf die Neuverteilung der Grundstücke, bei denen in allen Fällen Einvernehmen mit den beteiligten Grundeigentümern hergestellt werden mußte, und — nicht zuletzt — weil die

Trümmerräumung

und die Beseitigung der vielen Bombenblindgänger einen erheblichen Aufwand an Zeit und finanziellen Mitteln erforderten, und wegen der Gefährlichkeit des Unternehmens, die anderweitige Aufgaben über Gebühr verzögerte. Auf Helgoland ist bei den bebauten Gebieten jeder qm Grund und Boden bis auf 4 m Tiefe durchbaggert und auf Sprengkörper abgesucht worden.

Altersheim und Krankenhaus



Den Verhältnissen entsprechend mußten die Arbeiten jeweils zuerst auf dem Unterland begonnen werden. Bereits im Laufe des Jahres 1953 wurden die ersten Wohnungsbauten in Angriff genommen, und verhältnismäßig schnell, im April 1954, konnten die ersten Helgoländer Familien in ihre neuen Wohnungen nach Helgoland zurückkehren. Im Laufe der folgenden Jahre ist dann nicht nur der Wohnungsbau vorangetrieben worden; es sind auch die notwendigen Versorgungsanlagen sowie weitere notwendige Einrichtungen geschaffen worden, die zum Leben einer Gemeinde gehören. Bei meinem Besuch im August stehen auf dem Helgoländer Unterland wiederum 152 Häuser mit 270 Wohnungen, 30 weitere Häuser mit 55 Wohnungen sind im Bau. Daneben ist ein Verbundkraftwerk, das die Versorgung mit Strom und Wasser durchführt und daneben sämtliche Häuser fernbeheizt, erstellt worden. Außerdem sind die Versorgungsanlagen nicht nur auf dem Unterland, sondern auch auf dem Oberland bereits verlegt worden, und die Insel hat eine neuzeitliche Landungsbrücke erhalten. Um

die alten Helgoländer

schnellstmöglich in ihre Heimat rückführen zu können, ist bereits im Frühjahr 1956 ein modernes und gemütliches Altersheim in Betrieb genommen worden, in dem sich etwa 40 alte Helgoländer wohl fühlen. Ein modern eingerichtetes Krankenhaus hat seine Tore öffnen können. Die neue Schule wurde in ihrem 1. Bauabschnitt fertiggestellt, so daß die etwa 120 Schulkinder nach einer Übergangszeit von gut 2 Jahren dem provisorischen Barackenbetrieb ade sagen konnten.

Nur am Rande mag noch erwähnt werden, daß — soweit wie möglich — die Straßenpflasterungen durchgeführt und neue Treppenaufgänge zum Oberland sowie Promenaden geschaffen worden sind, die heute bereits ein viel bequemer Leben ermöglichen und die Zeiten von 1952 bereits vergessen lassen.

Es war einer der schwersten, aber wertvollsten Beschlüsse, den die ersten Vertreter der Gemeinde Helgoland bereits im Frühjahr 1952 faßten: „Der Kurbetrieb soll bereits im Jahre 1952 wieder eröffnet werden.“ Die Vertretung war von der richtigen Erkenntnis ausgegangen, daß während des Jahres dauernden Aufbaues der Häuser und Versorgungsanlagen zugleich der Aufbau der Existenzen der einzelnen und damit des wirtschaftlichen Lebens erfolgen müsse. Und was damals manchmal als ein „Wunder“ angestaunt wurde, zählt heute bereits zu überwundenen Einrichtungen. Die ersten Jahre waren in jeder Weise primitiv. Das einzige, was wirklich befriedigte, waren

Seeluft, Sonne und Strand.

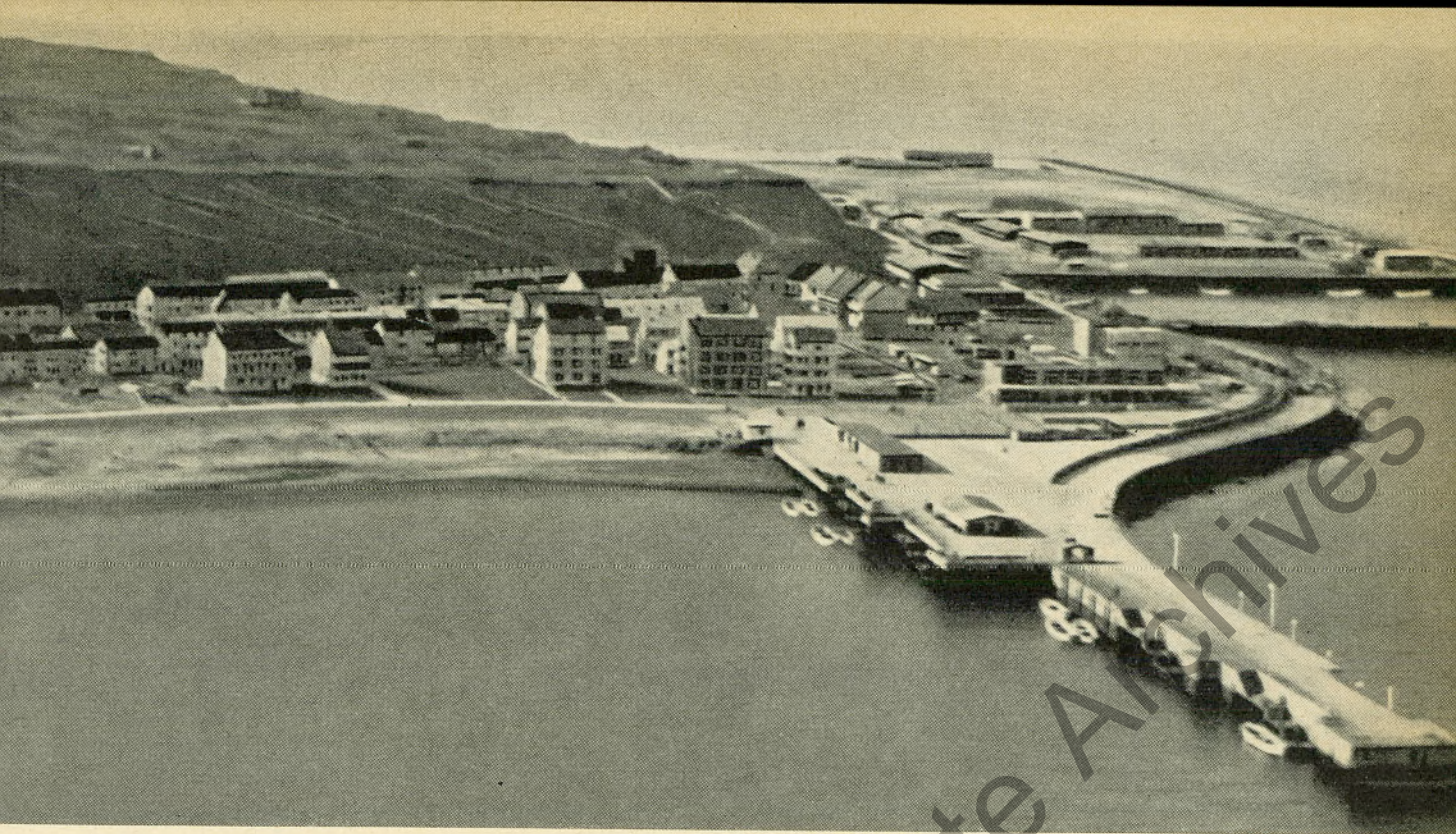
Doch um zu diesem Strand zu gelangen, mußte man mit wenig seetüchtigen Schiffen unbequeme Reisen auf sich nehmen und hatte am Ziel seiner Wünsche lediglich ein primitives Holzzelt als Schutz gegen Witterungsunbilden. Trotzdem brachte die Saison 1952 bereits 14500 Gäste nach Helgoland. Die Helgoländer waren tief befriedigt und für die weitere Entwicklung voller Optimismus.

In den nächsten Jahren wurde hart gearbeitet. Manche Einrichtungen konnten geschaffen werden, die dem damaligen Helgoländer Kurleben ein freundlicheres Gesicht gaben. Abgesehen von der Beseitigung der Munitionskörper ist unter anderem auch ein einzigartig gelegenes Dünenrestaurant gebaut und eine Zelthotelfstadt angelegt worden, die im Laufe weniger Jahre einen respektablen Anhängerkreis nach Helgoland gezogen haben. In diesem Jahre stellte die Kurverwaltung ihren Gästen auf der Düne zum erstenmal kleine Ferienhäuschen, die aus wärmebeständigen Spezialplatten hergestellt sind, zur Verfügung. 70 neue Zelte wurden angeschafft.

Mit dem Aufschwung des Bades zugleich kam der

Aufbau einer neuen, modernen Seebäderflotte.

Heute kann man praktisch friedensmäßig die rote Insel sommertags von allen größeren Nordseehäfen aus erreichen. Der Besucher-



Unterland, Landebrücke

strom nach Helgoland hat inzwischen seinen gewohnten Vorkriegsumfang erreicht. Bereits in der Saison 1957 konnte Helgoland etwa 230 000 Gäste begrüßen.

Bei dem Aufbau der Ortschaft sind die Belange des Bades soweit wie möglich berücksichtigt worden. So sind inzwischen 13 große Fremdenheime und Hotels sowie 14 Gaststätten einschließlich Bars, Cafés, Imbißstuben und eine Fischbratküche entstanden. Weitere 9 Fremdenheime und Hotels sowie 3 Gaststätten befinden sich im Bau. Die Insel besitzt derzeit Quartiermöglichkeiten für etwa 500 Dauergäste.

Alle neuen Häuser sind modern eingerichtet, der Fernheizung angeschlossen und bieten dem Gast einen Komfort, den er in dieser Breite in den entsprechenden Bädern des Festlandes so leicht nicht antreffen dürfte.

1957 konnte auch der erste Bauabschnitt des neuen Kurhauses in Betrieb genommen werden. Es ist vorgesehen, daß dieser Neubau mit seinem Hotelteil zur Saison 1959 endgültig fertiggestellt wird.

Rückschauend wird mit Genugtuung festgestellt werden, daß sich die

Wiederaufnahme des Badebetriebes

unmittelbar nach der Freigabe der Insel positiv ausgewirkt hat. Zwar sind noch längst nicht alle Störquellen beseitigt und noch längst nicht alle Einrichtungen geschaffen worden, die ein modernes Bad ausmachen, aber ein jeder sieht, daß der Aufbau der Insel noch nicht abgeschlossen ist, und jeder kann auch feststellen, daß emsig an der Verfolgung des Zieles gearbeitet wird und auf Helgoland die Grundlagen geschaffen worden sind für ein modernes Bad, bei dem Natur und wirkliche Erholung wesentliche Grundpfeiler bleiben werden. In den 6 Jahren seit Wiedereröffnung des Bades hat Helgoland bereits wieder zahlreiche Freunde gewonnen, die den Stamm für die Zukunft bilden.

Der Charakter einer Insel wird durch das Meer geprägt. So ist auch Helgoland nicht ohne seinen Hafen denkbar, und so war es auch eine vordringliche Aufgabe, die zertrümmerten Hafenanlagen so schnell und so gut wie möglich instand zu setzen. Da solche Arbeiten naturgemäß sehr viel Aufwand an Zeit und Geld erfordern, konnte der Ausbau des Helgoländer Hafens noch nicht abgeschlossen werden. Trotzdem ist es heute möglich, jederzeit einen regel-

mäßigen Passagier- und Frachtverkehr nach Helgoland durchzuführen; denn schon ist der Hafen in der Lage, den vielen Fischkuttern und Küstenschiffen Schutz vor den Nordseestürmen zu geben. Wie wichtig die Insel für die

Küstenfischerei

ist, ergibt sich daraus, daß im letzten Jahre die Insel von rund 4000 Fahrzeugen angelaufen wurde und daß an einzelnen Tagen über 100 Fahrzeuge zugleich den Hafen aufsuchten. Es ist erfreulich, daß der Schutz nicht nur den deutschen Fahrzeugen, sondern zahlreichen holländischen, belgischen, dänischen und französischen Fischkuttern gewährt werden kann, die aus Boulogne oder Ostende, Helder oder Ijmuiden oder auch aus Esbjerg hier einlaufen.

Von Helgoland ebenso wenig zu trennen wie das Meer sind jedoch die Biologische Anstalt und die Vogelwarte Helgoland. Beide Institute sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründet worden und haben im Laufe der Jahre Weltruf erlangt. Die Vogelwarte mußte zwar, durch die Kriegereignisse bedingt, ihr Tätigkeitsgebiet nach Wilhelmshaven verlegen; vor einem Jahr etwa ist jedoch die Außenstelle Helgoland mit einem neuen Forschungsgebäude in Betrieb genommen worden, und seitdem werden die Forschungen auch von hier aus wieder planmäßig betrieben. Die neue Biologische Anstalt geht ihrer Vollendung entgegen. Es handelt sich um eine Forschungsanstalt, die nach den modernsten wissenschaftlichen Gesichtspunkten geplant worden ist und der ein Nordseeaquarium angeschlossen sein wird.

Die vielfache Bedeutung Helgolands

auch über die deutschen Grenzen hinaus, die einzigartige Lage der Insel, nicht zuletzt die wechselvolle Geschichte dürften Anlaß gegeben haben zum Bau eines internationalen Jugendbegegnungsheimes. Dieses Heim, das organisatorisch verbunden ist mit einer Jugendherberge, ist auf dem neugeschaffenen Nordostgelände unmittelbar an der See erstellt worden. Es ging kürzlich seiner Vollendung entgegen und wird in diesem Jahr der Jugend aller Welt eine Möglichkeit zu gemeinsamer Aussprache geben. Bereits im vergangenen Sommer wurde das Haus auf Helgoland von mehreren Tausend Jugendlichen aus vielen Ländern aufgesucht.



Schmale Straße mit modernen Wohnhäusern: Unterland

Noch ist der Aufbau Helgolands keineswegs abgeschlossen. Die Rückkehr des Lebens und die Rückführung eines großen Teils der Helgoländer Bevölkerung sind jedoch Tatsache geworden, und an der Vollendung der Aufbaupläne kann nach Lage der Dinge naturgemäß kein Zweifel mehr bestehen.

Die Abstimmung der verschiedensten Pläne und Absichten der zuständigen Planungsgremien mit den konkreten Wünschen derer, die letzten Endes das Leben auf der Insel gestalten sollen, hat vielfach Auseinandersetzungen gebracht, die Verzögerungen und aufreibende Wirkungen hinterließen. Es hat z. B. Jahre gedauert, bis sich der größte Teil der Helgoländer

mit dem neuen Baustil vertraut

machen konnte; ja, es schien sogar lange Zeit kaum möglich, den Helgoländer Landsleuten klarzumachen, daß nicht jedes neue Haus genau auf dem alten Grundstück wieder erstellt werden konnte.

Wenn trotzdem im Laufe von sechs Jahren im gemeinsamen Zusammenwirken zwischen Vertretern der Bundesrepublik Deutschland, des Landes Schleswig-Holstein, des Kreises Pinneberg und der Gemeinde Helgoland, vieler Fachverbände und Helgoländer Vereinigungen Helgoland ein neues Leben bekommen hat und bisher praktisch alle größeren Maßnahmen ohne gerichtliche Auseinandersetzungen durchgeführt werden konnten, so spricht das sehr für die Bereitschaft der zuständigen Männer; ist es zugleich aber ein gutes Zeugnis für die Helgoländer, die — trotz aller Belastungen — in den entscheidenden Phasen doch die große Linie gefunden haben.

Der Aufbau der Insel wird in nächster Zeit mit Nachdruck weitergeführt werden. Mit dem Bau der Kirche und mit dem Bau des Postamtes wurde begonnen. Daneben sollen das Kurhaus und das Rathaus in Angriff genommen werden, und schließlich werden die laufenden Arbeiten an Hafen, Promenaden, Straßen und ähnlichen Anlagen weiter durchgeführt werden müssen. Der wesentliche Abschnitt, der unmittelbar bevorsteht, ist jedoch der Beginn des Wohnungsbaues auf dem Oberland. Es ist damit zu rechnen, daß bis zum Sommer 1959 die ersten 30 bis 40 Häuser, davon einige Hotels und Fremdenheime, fertiggestellt worden sind, womit endlich „die Oberländer“, die so lange auf die Rückkehr in ein eigenes Haus warten mußten, zum Zuge kommen.

Nicht zuletzt soll jedoch — die Pläne und Vorarbeiten sind fast abgeschlossen — der Ausbau des Kurgeländes auf der Insel selber in absehbarer Zeit beginnen. Es ist geplant, Helgoland neben sonstigen Anlagen für Sport- und Kurzwecke ein modernes, auf das Klima der Insel abgestimmtes Kurmittelhaus (Kurbadehaus) zu geben und dazu eine

neuzezeitliche Freibadeanlage

zu schaffen, die durch erwärmtes Seewasser gespeist werden kann und so das Baden während der ganzen Jahreszeit in freier Luft ermöglicht.

Ja, wir waren am Ende unserer Besichtigung der Insel, und ich war tief beeindruckt von dem, was bisher auf Helgoland an Wiederaufbauarbeit geleistet wurde, und ferner, was ich bei dem Rundgang von meinem freundlichen „Fremdenführer“ gehört hatte. Beim Abschied von meinem Begleiter, und nicht zuletzt von Helgoland, brachte ich den Wunsch zum Ausdruck, daß der Wiederaufbau der Insel in einigen Jahren abgeschlossen werden kann und Helgoland wieder ein Seebad sein wird, das seinem früheren Ruf entspricht und auf dem unzählige Freunde echte Erholung finden können.

Die Sirene des Seebäders dampfers mahnt zur Abfahrt. Ich begeben mich zur Landebrücke und besteige wieder den schaukelnden Kutter, der mich zum „Wappen von Hamburg“ bringt. Wenige Minuten darauf werden die Anker gelichtet; es geht heimwärts. Helgoland verschwindet im Dunst des Abendnebels, doch in meinen Gedanken wird dieser schöne Tag auf Helgoland ewig bleiben.

Fritz Bauer

Moderne Wohnhäuser, auf der Reede liegen die Seebädersdampfer „Atlantis“, „Bunte Kuh“ und „Wappen von Hamburg“. Im Hintergrund die Badedüne



Von Ufer zu Ufer:

Mit blauen Tupfen, großen und kleinen, hat der Maler vor der Reliefkarte die Seen eingezeichnet, mitunter sogar mitten zwischen hohe Bergmassive, die meisten aber gleich einer Kette in das bergige, hügelige Voralpenland. Jetzt tritt er zurück, um mit Genugtuung sein Werk zu betrachten. Am Rand des Dorfplatzes hat der Verkehrsverein die hölzerne Wandkarte aufstellen lassen, und ihm, dem Xaver Hinterhuber, war die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, sie kunstgerecht und vor allem naturgetreu, „maßstabsgerecht“ hatte der Herr Lehrer gemeint, zu bemalen. „De boarischen Berg, das Vorland bis auf Minka eini“ und alle Seen mußten deutlich zu erkennen sein. Während dieser Arbeit hätte er manchmal lieber in der „Alpenrose“ gesessen, um in der kühlen Wirtsstube ein Maß zu trinken. Und während der Xaver die blauen Tupfen, mal länglich, mal rund wie ein Farbkleck, mal zergliedert mit vielen Armen, auftrug, dachte er daran, wie viele er von ihnen schon kannte; die großen hatte er als Schulbub, allein mit dem Rad oder bei Klassenausflügen, besucht. Zu den kleineren war er erst in seiner Gesellenzeit gekommen, und Annamirl, seine Jugendliebe und jetzige Frau, hatte ihn gar manches Mal an die stillen Gestade begleitet.

Sie alle, die großen und kleinen Seen im bayerischen Voralpenland und in den Bergen aufzuzählen, das würde schon einige Spalten füllen. Im Südostzipfel des bayerischen Landes liegt zwischen den Gipfeln der Zweitausender eingebettet der Königssee. Die Kuppeln der kleinen Kirche St. Bartholomä, zu Füßen des Watzmanns, spiegeln sich in dem blauschwarzen Wasser. Über die Karte gleitet der Blick nach Norden, zum Waginger See, nur wenige Kilometer von der ostwärts liegenden österreichischen Grenze. In manchen seiner flachen Uferstreifen erinnert er an die Seen der Ungarischen Tiefebene. Fast dicht daneben zeichnen sich die buchtenreichen Ufer des größten bayerischen Sees, des Chiemsees; ab, westlich davon der Simsee, Schliersee, Tegernsee, Walchensee, Staffelsee, Starnberger- und Ammersee, schließlich der Bannwaldsee und Forggensee — im Westen des Landes, überragt von den Türmen des märchenhaft anmutenden bayerischen Königsschlusses Hohenschwangau. Greifen Sie, lieber Leser, einmal nach dem Atlas, nach der Autokarte. Sie werden mir zustimmen. Bayern ist nicht nur ein Land der Berge, sondern wahrhaft auch ein Land der Klöster, Schlösser und ... Seen.



Starnberger See

Oberbayerische Impressionen

Die meisten von ihnen haben vieles gemeinsam:

die Ruhe und das Idyllische

Gerade das Richtige, um hier einmal auszuspannen. So ist es nur verständlich, daß vor allem die „großen Vier“, der Ammersee, der Starnberger- und Tegernsee — nahezu vor den Toren Münchens — und der Chiemsee, gefragte Urlaubsziele wurden. Zum „Haussee“ für die Münchner ist der Starnberger See geworden, oder besser gesagt, seine Nordspitze. Mit Fahrrad, Roller, Moped und Automobil, mit Bruder, Schwester, Freundin und der ganzen Familie geht es an den Hochsommer-

tagen an die Gestade von Starnberg, Feldafing und Possenhofen. Aber trotz ihrer Beliebtheit findet der, der die Ruhe sucht, überall einen stillen Platz, eine kleine Ortschaft am Ufer mit Kiesel- oder Sandstrand, verschwiegene Uferwege, einer kleinen Strandpromenade und einfache, saubere, ländliche Wirtschaften, Gasthöfe und Privatquartiere. Fast könnte man sagen, jeder See verkörpert bis zu einem bestimmten Grade auch einen gewissen „Lebensstandard“. International bekannte Bade- und Kurorte bleiben manchmal ihrem Ruf nichts schuldig — von den Pensionspreisen bis zur Postkarte oder dem Trinkgeld für das Zimmermädchen.

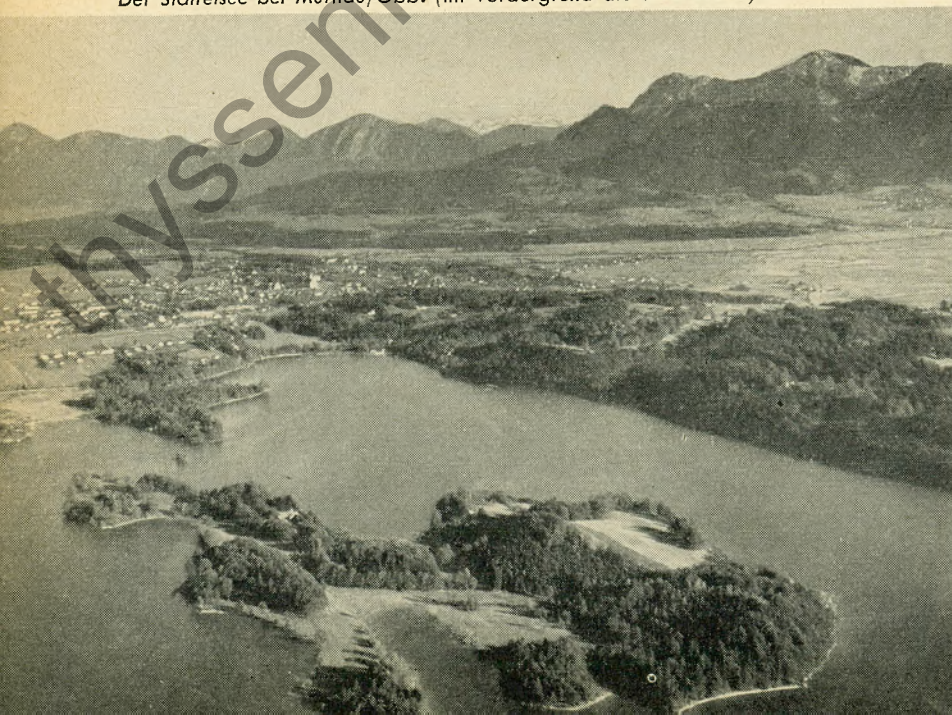


Chiemsee mit Fraueninsel



Bad Wiessee am Tegernsee (mit Tegernsee und Rottach-Egern)

Der Staffelsee bei Murnau/Obb. (im Vordergrund die Insel Wörth)



Im Aiterbacher Winkel

Die Sonne stand knapp über dem Schilf zur Linken und zeichnete silbrige Finger auf das Wasser. Noch etwas schläfrig saß ich auf dem hölzernen Balkon, der die ganze Stirnseite des Hauses dicht am Wasser einnahm. Das ausladende, weit vorgezogene Dach mit den geschnitzten Ornamenten und der hölzernen Dachrinne spendet fast den ganzen Tag ausreichend Schatten. Mit einem freundlichen „Grüß Goff“ stellte die Wirtin, die nebenbei noch einen Kolonialwarenladen betreibt, das Frühstück auf den Tisch. „Das Wetter wird halten“, meinte sie. Ich warf einen Blick über die Geranien auf den schmalen Stichkanal, in dem einige Boote lagen, die Frau Meltil an ihre Gäste vermietet. Einige Ruderboote waren darunter, 2 Paddelboote und zwei Segelboote. Gleich nach dem Frühstück sollte es hinausgehen, zur Abwechslung heute einmal nicht zum Segeln, sondern mit einem Ruderboot. Dem verlassenen Uferstreifen dicht neben dem Schilf, schon zum freien Wasser hin, wollte ich einen Besuch abstatten.

Das Schilf rauschte am Boot entlang, wurde niedergedrückt und schloß sich wieder. Nur wenige Meter vom Boot entfernt verließ eine Wildente mit heftigem Flügelschlag ihr Versteck. Dann kam das freie Wasser. In wenigen Minuten war der einsame Strand erreicht. Nichts war zu hören — nur die kleinen Wellen platschten an das Boot. Der See hat doch sein eigenes Leben, mußte ich jetzt wieder feststellen. Drüben in Prien legte eben der Dampfer ab. Er brachte die ersten morgendlichen Besucher hinüber nach Schloß Herrenchiemsee. Gradeaus, über den See hinweg, zeichnete die Kampenwand ihre Konturen in den jetzt noch blaßblauen Sommerhimmel. Wenn zu Mittag dort die ersten Haufenwolken aufziehen, dann wird es schön bleiben. Fast zu jeder Tageszeit hat der See eine andere Stimmung, nur seine Verträumtheit bleibt immer. Empfindsame, pastellähnliche Farben am Morgen, strahlende Lichtfülle gegen Mittag, beruhigender Ausklang zum Abend, aber immer ein froh stimmendes Maß an Heiterkeit. Der See hat auch seine eigenen Menschen: die Fischer, die Angler, die Bootsbauer, die Gastwirte, die Bauern, deren Felder und Wälder den 80 qkm großen See umschließen, die Kinder aus Prien und Gstadt, die Alten aus dem Heim in Rimsting, die den ganzen Tag vom Ufer aus den See beobachten ... und die Fremden, die Ruhe suchen oder die Ruhe meiden.

Campingplätze schießen auch hier aus dem Boden. So wird der Strand zum Gestade. Doch die Bootsverleiher sind froh darum. Prätig weiß und rot gestrichen liegen die Nachen am Strand. Wenn am nahen Bootssteg der Schaufelraddampfer



Am Tegernsee, Blick auf Bad Wiesseer Berge („Hirschberg“ 1670 m ü.d.M. und „Kampen“ 1607 m ü.d.M.)

anlegt, wiegen sich die Segelboote draußen an den Bojen in der Dünung.

Am Abend wird es heute am großen Anlegesteg der bayerischen Seeschifffahrt hoch hergehen. Auf der Märcheninsel Herrenchiemsee wird im Schloß Ludwig II., dem Freund Richard Wagners, ein Kammer-

konzert aufgeführt. Im Schein Tausender Kerzen erstrahlt die Spiegelgalerie und erinnert in dieser Stunde an die verschwenderische Lebensfreude bayerischer Könige. Man tut alles, um die Touristen zu begeistern. Wer es nicht vorzieht, sich in prunkvollen Galerien, königlichen Ge-

mächern zu ergehen und die Wasserkünste nach dem Vorbild von Versailles zu bewundern, der findet vielleicht auf der benachbarten Fraueninsel unter der alten Linde im Garten des Klosters ein Plätzchen. Die Fischer und die Fremden, sie wissen das Bier und den Klosterlikör zu schätzen.

Bedeutet die Technik Gutes oder Böses?

Der Primaner Walter Vollnberg schreibt uns hierzu:

Wenn man das Wort „Technik“ wortgeschichtlich erforscht, so zeigt sich, daß sich sein Sinn gewandelt hat. Es bedeutete früher die Fertigkeit und Geschicklichkeit eines Menschen schlechthin. Diese Bedeutung spüren wir auch heute noch, z. B., wenn wir sagen: „Der Klavierspieler besitzt eine gute Fingertechnik“, oder: „Der Maler konnte diese Wirkung des Bildes nur durch eine besondere Technik hervorbringen“. Technik war auch früher etwas Persönliches und sogar Völkisches; denn man spricht von einer besonderen Maltechnik der Japaner, von verschiedenen Techniken der Töpfer aus indogermanischer Zeit (Bandkeramik) oder von Abschlagstechniken der Steinzeitmenschen. Technik entsprang aus dem Inneren des Menschen und aus seinen persönlichen schöpferischen Kräften, die gestärkt wurden durch die Kultur seines Volkes.

Nehmen wir hingegen das heutige Wort „Technik“, so bedeutet es

nicht mehr etwas Persönliches oder Kulturelles,

sondern wir begreifen darunter Maschinen, Schiffe, Kräne, Brücken, kurz alles tote, seelenlose Gegenstände, die keine Person mehr kennzeichnen oder ein Volk hervorheben. Denn Schiffe fahren auf allen Meeren, und in jedem Land gibt es Straßen, auf denen Autos dahinbrausen. Aber weil die Technik unbeseelt ist — denn der Kran ist so, wie wir ihn schaffen —, kann man denn da behaupten, daß die Technik Gutes oder Böses bedeutet? Die Technik selbst kann zwar weder gut noch böse sein, aber der Mensch kann sie zu Gutem oder Bösem gebrauchen.

In diesem Gedanken zeigt sich, daß die Technik an das Verantwortungsbewußtsein der Menschen appelliert. Denn die Technik kann einem Menschen die Kraft geben, andere Menschen, sogar ganze Völker und Länder zu vernichten.

Hier kann Technik zum Fluch und zu einer Geißel der Menschheit werden (letzter Weltkrieg: Atombomben).

Oben erwähnten wir Kräne, Schiffe, Straßen, Autos, und in ihnen spiegelt sich das Gute der Technik. Hier hat der Mensch die Technik zum Diener gemacht, der ihm helfen soll,

sich die Natur untertan zu machen.

Man kann mit Großbaggern und Dynamit Berge beseitigen und damit Flüssen den Zulauf zu Wüsten ermöglichen. Man gestaltet durch die Technik Naturlandschaften in Kulturlandschaften um. Straßen und Seewege werden Verbindungen zwischen Völkern, die sich gegenseitig helfen gegen Naturkatastrophen, Hungersnöte und Seuchen. Mit Hilfe der Technik rücken die Völker einander näher, und Handel und Verkehr fördern gegenseitig den Wohlstand der Menschen. Hier zeigt sich die Technik als Segen.

Wir haben aber bereits davon gesprochen, daß die Technik im Kriege sich auch als Mörder zeigen kann; doch diese Gefahr läßt sich vermeiden eben durch das Verantwortungsgefühl des Menschen. Die Technik als Menschenmörder ist keine zwangsläufige Entwicklung. Aber das, was wir als Segen der Technik geschildert haben, hat oft genug Schattenseiten gezeigt, und diese könnten als das Böse der Technik bezeichnet werden. Vielleicht kann man so die Schattenseiten erklären: Wenn ein Mensch durch seinen Geist oder ein ganzes Volk durch seine hohe Intelligenz bessere Maschinen herstellt, die ihm schneller und vollkommener helfen, eine Arbeit zu verrichten, so erlangt er ein

Übergewicht im Existenzkampf

gegenüber anderen Menschen oder Völkern.

Diese Entwicklung birgt an und für sich noch keine Gefahr, denn er oder sein Volk erringen nur einen höheren Lebensstandard im Vergleich zu anderen. Aber wenn ein Volk oder ein Mann sein Zivilisationsgut anderen Völkern oder Volksschichten bringen will, dann wird sich eine vorübergehende Spannung bilden: Nur wenige dieses Volkes oder dieser Volksschicht werden z. B. die Maschinen annehmen, und diese wenigen sind in der Lage, alle anderen zu verdrängen. Dies sind Spannungen, die in einem technischen Zeitalter unausbleiblich sind, etwa wie im 19. Jahrhundert

die Erscheinung der Maschinenstürmer.

Dieser Vorgang, den man fälschlicherweise als Böses der Technik bezeichnen könnte, hat seine Ursache darin, daß sich nicht alle Menschen gleich schnell auf eine neue

technische Errungenschaft einstellen. Dadurch fühlt jeder sich gehetzt und gejaagt von anderen Menschen, die womöglich noch sich selbst gegenseitig technisch überrunden möchten.

Es zeigen sich aber auch noch andere Schattenseiten unserer sogenannten „guten“ Technik. Die abendländische Kultur hat die gewaltigsten technischen Zivilisationsgüter geschaffen, wie Flugzeuge, Autos und andere technische Wunderdinge, die jetzt auf der ganzen Erde zu finden sind. Alle diese Errungenschaften der abendländischen Kultur ersticken förmlich alle fremden Kulturen, überdecken sie oder beseitigen sie sogar. Wenn auch nicht zu erwarten ist, daß eine einheitliche Weltkultur abendländischer Prägung entsteht, so werden doch zahlreiche Völker und Menschen durch die Technik gewandelt und verlieren ihre ursprünglichen eigenen Werte.

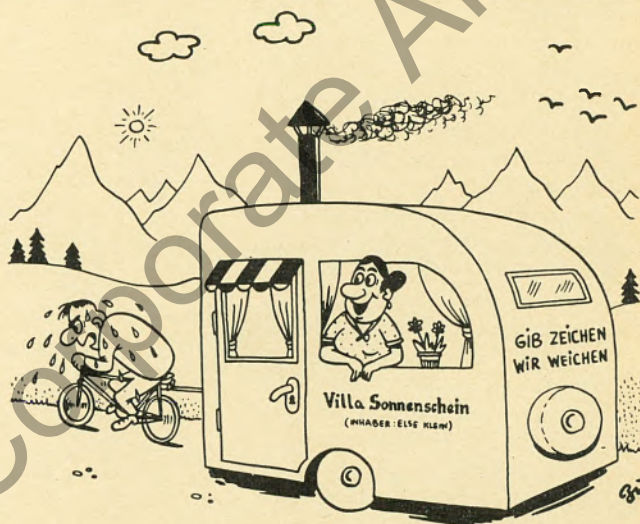
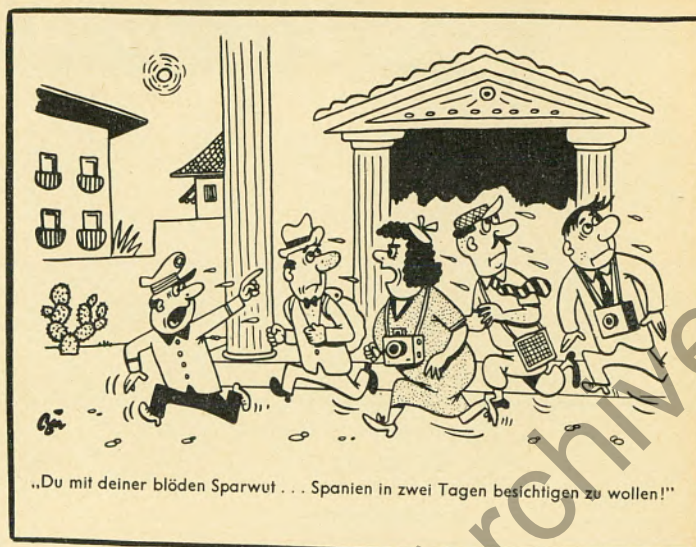
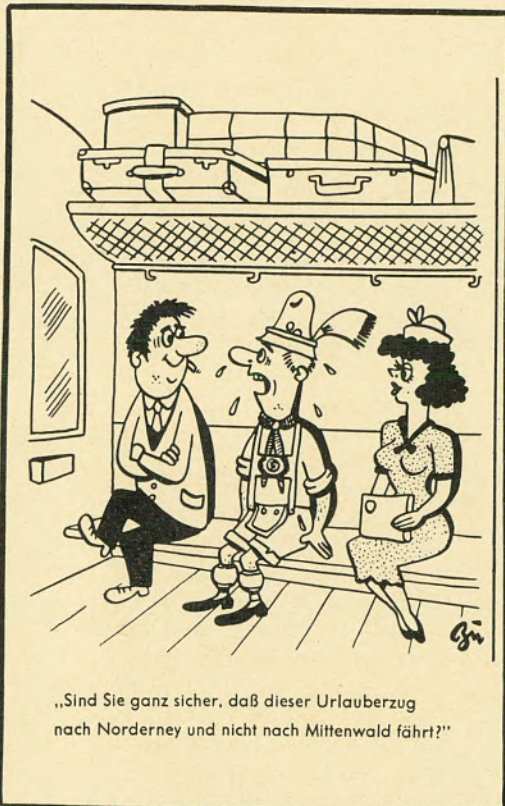
Aber unsere Technik engt nicht nur andere Kulturen ein, sondern sie verändert langsam auch unsere eigenen seelischen und geistigen Werte.

Die Technik öffnet uns die ganze Welt

Unsere Kultur wird weltweiter, aber sie verliert viel von ihrer eigenen Ursprünglichkeit. Das, woran sich unsere Eltern noch erfreuten, nämlich zu wandern in der eigenen Heimat, zu singen eigene Volkslieder und zu tanzen nach eigenen Rhythmen, besteht für uns gar nicht mehr; wir gehen ins Kino und tanzen Jazz. Das Volk der Dichter und Denker macht das, was eben die westlichen Völker heute ihm vormachen. Die Seele des Menschen verkümmert, Ideen und Ideale werden seltener, der Materialismus siegt.

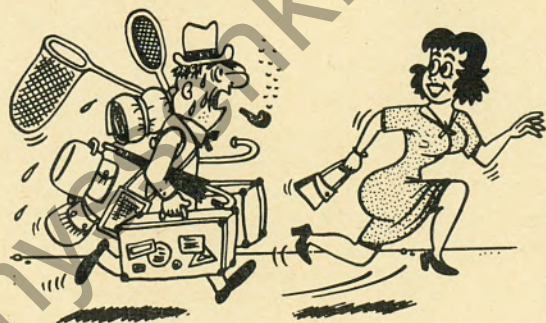
Nach allen diesen Gesichtspunkten geurteilt, könnte man vielleicht meinen, es wäre doch besser, der Mensch lebe ohne Technik; dann gäbe es keine gute oder böse Technik und auch keine Spannungen. Und dennoch wäre dies ein Fehlurteil. Denn die Technik ist das Instrument, das nur dem Menschen eigen ist. Das ist es ja, worin wir Menschen uns von den Tieren unterscheiden, daß wir uns nämlich die tote Natur zum Diener und uns dadurch zum Gebieter aller Geschöpfe machen. Man kann daher die Technik nicht verwerfen, sie liegt in der Natur des Menschen begründet. Es hat auch keinen Sinn, zu fragen, ob die Technik Gutes oder Böses bedeutet; denn es ist Sache des Menschen selbst, ob er die Technik zum Bösen oder zum Guten gestaltet. Hüte er sich aber, selbst zum Sklaven der Technik zu werden! Die Technik ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Möge der Mensch bei aller Technik die Pflege seiner seelischen und geistigen Werte nicht verabsäumen!

WENN EINER EINE REISE TUT!



„Wie ich mich auf unseren Urlaub freue, wir haben ihn beide sehr nötig!“

—BAHNHOF—



„Warum stöhnst du so, Ferdinand, fährst du nicht gern in Urlaub?“





Der Hüttenkieker

Sonntag nachmittag verbringt man
gern im Langstuhl ausgestreckt,
weil, in Magazinen blättern,
man viel Neues stets entdeckt:
Zuviel Menschen gib't auf Erden
bald, hat traurig man gelernt.
Darum laßt uns Heimat suchen
auf Planeten, die entfernt.
Wagfrohe Pioniere
friert man für die Raumfahrt ein.
Wenn das Marsvolk sie dann auftaut,
schnuppert es: „oh, Menschenbein!“
Kannibalen, die dort wohnen,
— weh dir, Weltraum-Steward! —
speisen dich samt Dreß und Krätzchen,
trotz „keep smiling“, süß und keß.
Künftig wünscht man seine Feinde
besser nicht mehr auf den Mond,
denn es wär entschieden peinlich,
fände man ihn so bewohnt.
Mancher, welcher gern mit Geistern
umgeht, noch bevor er stirbt,
setzt den Urlaub an für England,
wo man mit Gespenstern „wirbt“:
Garantiert geköpft, gevierteilt
gehen dort zehntausend um,
auch erdolcht, ersäuft, erdrosselt,
Hamlets Vater gleich, doch stumm.
Eine Braut, die „übersinnlich“,
ward vom Film jüngst präsentiert,
mit Magie im Fußball hat es
Kalanag sogar probiert.
Wenn der sich spezialisierte,
Lottoquoten „hell“ zu sehn,
seine Kunden würden sicher
um den Erdball Schlange stehn.
Tauben, die wie Düsenjäger
(daß ja Vati nicht verliert),
heim in ihre Schläge kehren,
sind ja magisch auch versiert.
Es hat sich ja sogar das Rindvieh
kürzlich Nerven zugelegt,
Herz und Beutel aller Züchter
angestrengt und aufgeregt:
Bullen voller Reisefieber
brüllen nach der Injektion,
Milchkuh stoppt, allein gelassen,
gleich „verkrampft“ die Produktion;
und sie ist so unzufrieden,
schläft nicht gerne mehr auf Stroh:
Schaumgummimatratten sind das
Neueste im Stall, oho!
So mit Wissen ausgerüstet,
tritt getrost den Urlaub an,
weil mit fremder Sitten Mären
man dir nicht imponieren kann.
Garn spinnt nicht nur der Matrose,
Hüttenwerker können's auch,
denn sie haben manch Geheimnis
gepachtet für den Hausgebrauch:
Spannend ist ihr Kampf mit „Bären“,

ihre Jagd auf „Ofensau“,
„Schlingenführer“ wie ein Lasso-
werfer — glühend! — zielt genau.
Sicher, in der „Hundeschmiede“
geht es nicht geheuer zu,
und gespenstisch findet niemals
der ewige (Teer-)Jude seine Ruh.
Unheimlich sind die Gestalten,
die man antrifft dann und wann
auf der Hütte: „Pfannenjäger“
(was schießt der?) und „Wassermann“,
„Mulifahrer“, „Stoßer“, „Schnapper“,
„Wipper“ gar und „Scherenmann“
und noch einer, der aufs „Warmbett“
legt, was er nur packen kann.
Mittelalter, Hexenküche
waren da ein Kinderspiel.
Wer spricht noch vom grauen Alltag?
Oh, bei uns passiert so viel!
Nimm Artikel, Inserate:
Überall ist Hoesch dabei!
Messen, Märkte, Weltausstellung,
Gartenschau, und was es sei.
Ich wähl', kauf' ich einen Wagen,
nicht, was ich krieg' aufgehalst.
Man soll mir schwarz auf weiß beweisen:
Das Blech, das ist bei uns gewalzt!
Unsre Federnägel halten
Schwellen bei der Bundesbahn,
und durch unsre Rohre fließt das
Wasser, das ich zapf' am Hahn.
Fahr' in Urlaub ich nach Norden,
weiß ich: Da wächst unser Erz,
und ich bin auf unsern Spuren
auch, fahr' ich äquatorwärts.
Unsre Spundwandbohlen schirmen
Deich, Kanal, Fluß, Hafenbett.
Was wir machen, ach, die Hälfte
weiß ich nicht einmal, ich wett'.
Denn man lernt ja viel zuwenig,
früher war dazu nicht Zeit.
Aber heute! Viele sind ja
auch zum Lernen gern bereit.
Unfallkurse, Meisterklassen,
Kurs hoch oben auf dem Kran —
Eine beßre Stellung strebt man
wirtschaftspädagogisch an.
Knipsen, schneiden, töpfern, züchten,
Camping (jetzt im Caravan!),
auch die Jugend fängt mit ihrer
Freizeit viel Gescheites an.
Und doch möcht' ich mal begegnen
dem, der „ich bin glücklich“ sagt,
so auch angesichts von andrer
Leute Geld zu fühlen wagt!
Klug ist, wer, wie beim Roulette,
zur rechten Zeit sein Wünschen stoppt,
weil den Mann, der stets verdoppeln
will, Fortuna spielend foppt.
Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!

LAPPE

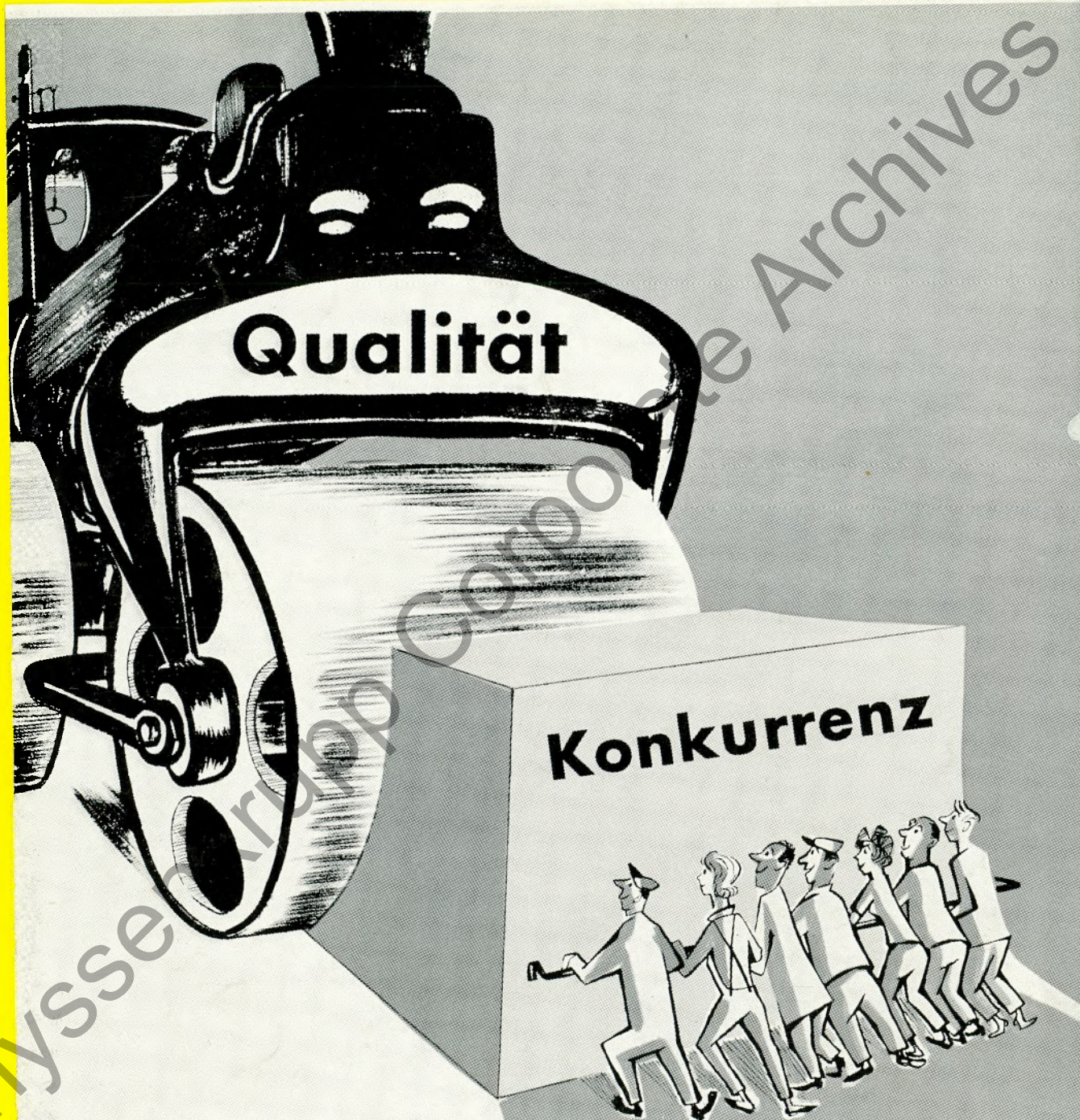
AUS'M MARTINWERK

Ich komm
nicht dran,
die Leiter
ist zu kurz!

Jetzt
reicht's

SCHWIERIGKEITEN ÜBERLISTEN
IST MEISTENS SACHE DER ARTISTEN
WILLST DU BLEIBEN KERNGESUND
BAUE STETS AUF FESTEN GRUND

AUF DERART WACKLIGEM PODEST
STEHST DU NIEMALS GUT UND FEST
DRUM HÖRE NIE AUF BESSERWISSE
GEHE NUR AUF NUMMER SICHER



**Qualitätsarbeit
überwindet Konkurrenz!**